

#16.2021

DAS REPORTAGEMAGAZIN  
www.reportageschule.de

00

MANN BEISST HUND ...

12 Reportagen



# Editorial

# #16



**Glücklich:**  
Ariel Hauptmeier (links) und  
Philipp Maußhardt (rechts)

In diesem Januar fiel Schnee, viel Schnee. Wir wollten trotzdem raus an unserem ersten Sonntag. Mit dem Linienbus fuhren wir von Reutlingen bis Traifelberg, wo ein Pfad zur Burg Lichtenstein führt, dem Märchenschloss der Schwäbischen Alb. Im Gänsemarsch gingen wir die Bundesstraße entlang, als uns plötzlich ein Mannschaftswagen überholte. Er fuhr schräg vor uns, bremste scharf, ein halbes Dutzend Polizisten sprang heraus, der Truppführer herrschte uns an – ob wir nicht wüssten, dass gerade Lockdown sei? Was wir hier machen?

„Wir sind allein unterwegs“, entgegneten wirforsch. So verblüfft war der Beamte, dass er uns ziehen ließ. Wir stapften durchs Schneetreiben hoch zur Burg.

So begann es: mit Distanz und Zoom-Unterricht und Mannschaftswagen und der nagenden Frage, wie man inmitten eines Lockdowns Stoff für Reportagen findet. Im Curriculum stand für den Januar: Bitte zu zweit spazieren gehen. Damit sich die Schüler:innen kennenlernten.

Ein halbes Jahr später, ein milder Sommerabend in Brandenburg. Wir sitzen im großen Kreis im Schlosspark von Eldenburg zum „Reporter-Slam“ und erzählen von verrückten Recherchen: von einem Knastaufenthalt in der Schweiz, einer toten Giraffe in Botswana, einem Nacktputz-Date. Corona hat sich verpieeselt, wir sind geimpft, die Fotografinnen und viele Alumni sind da, gleich wird getanzt, bis es hell wird.

Und das ist ungefähr die Spannweite dieses verrückten Unterrichtsjahres 2021. Von eisig bis ausgelassen, von ziemlich einsam bis herrlich zusammen.

Für die Reportageschule war es ein exzellentes Jahr, den Beweis halten Sie in Händen – das GO-Magazin 2021, produziert von den Schüler:innen des 16. Lehrgangs, wieder fotografiert von Studierenden der FH Hannover. Wir finden: Es ist ein außergewöhnlich gutes Heft geworden.

Die Teams sind gut herumgekommen: Sie reisten an den Fuß des Matterhorns, wo der Klimawandel die italienisch-schweizerische Grenze verschiebt, und in den Norden Berlins, wo sich ein elfjähriges Pflegekind das Leben genommen hat. Nach Ludwigshafen und in das Oderbruch. Nach Merdingen, wo Jan Ullrich neu anfangen will, nach Tübingen, wo drei Jesidinnen neu anfangen wollen. Nach Helgoland und auf den Feldberg, wo um Deutschlands klimaneutrale Zukunft gerungen wird. Nach Frankfurt/Oder, wo sich ein CDU-Mann aus der Politik verabschiedet, nach Nürnberg, wo ein Löwe einfach keinen Sex haben will. Nach Tirana, wo eine junge Frau davon träumt, Krankenschwester in Deutschland zu werden. Und Paul hat jeden Morgen Gymnastik gemacht.

Wir wünschen eine anregende Lektüre!

Für das Leitungsteam  
Ariel Hauptmeier und Philipp Maußhardt

# Inhalt

- 6 Was ist da los, Ulle?
- 16 Zeug oder stirb
- 28 Leise kriselt der Schnee
- 38 Derek \*2008 †2019
- 52 Gerade noch rechtzeitig
- 62 Drüber und drunter
- 74 Wer wir waren, wer wir sind
- 86 Million Dollar Boden
- 98 H<sub>2</sub>elgoland
- 108 Nicht in Stein gemeißelt
- 122 Wie Deutschland sie will
- 136 Lied vom Scheitern
- 146 Letzte Seite/Impressum



# 136

# 6



Im baden-württembergischen Merdingen versucht Jan Ullrich den Neustart als Geschäftsmann. Doch die Sache läuft nicht rund.

# 28



Ein ehemaliger Change-Manager von Peugeot will als Bürgermeister ein Schwarzwaldtdorf für den Klimawandel fit machen – und stößt auf erbitterten Widerstand.

# 38



Ein elfjähriger Junge begeht Suizid, nachdem ihm vom Jugendamt angedroht wird, ihn seiner Pflegemutter wegzunehmen.

# 52



Unser Autor leidet an Morbus Bechterew. Er macht sich auf zu einer medizinischen Expedition in seine eigene Zukunft.

# 16



Mit der Ankündigung, einen Löwen töten zu wollen, hat der Nürnberger Zoo einen Shitstorm ausgelöst. Darf man für den Artenschutz töten?

# 62



In Ludwigshafen am Rhein leidet man heute an den Bausünden des letzten Jahrhunderts. Ist die Stadt noch zu retten?

# 74



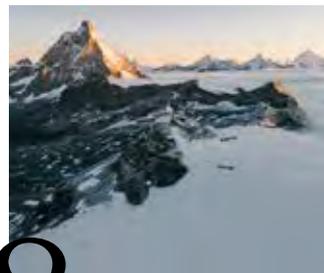
Mehr als 1000 Jesid\*innen aus IS-Gefangenschaft holte Baden-Württemberg ins Land. Wie geht es ihnen heute?

# 86



Im Osten Deutschlands werden immer mehr landwirtschaftliche Flächen zum Spekulationsobjekt. Mit fatalen Folgen für kleinere bäuerliche Betriebe.

Die Gletscherschmelze durch den Klimawandel verschiebt in den Alpen die Grenze zwischen der Schweiz und Italien.



# 108

Die deutsche Dekra wirbt Pflegekräfte in Albanien an. Oriada Firaku ist eine von ihnen.

# 98



Die goldenen Zeiten als Ziel von Butterfahrten sind schon lange vorbei. Jetzt setzt man in Helgoland auf Wasserstoff. Nicht alle sind darüber glücklich.

# 122



Der CDU-Politiker Martin Patzelt wollte Vorbild sein und nahm zwei Geflüchtete bei sich auf. Die Bilanz am Ende seiner politischen Karriere fällt gemischt aus.

TEXT: JANNIK JÜRGENS  
FOTOS: ANASTASIA SHVACHKO

# WAS IST DA LOS, ULLE?



Im Drogenrausch auf Mallorca wollte Jan Ullrich seinen Nachbarn Til Schweiger verprügeln. Nun lebt der ehemalige Radprofi wieder in Merdingen, einem Dorf in Südbaden. Können alte Freunde ihm helfen, sein Leben wieder in den Griff zu bekommen?

# J

Jan Ullrich sitzt auf der Bühne der Merdinger Turnhalle, die Ellenbogen auf die Tischkante gestützt, die Hände gefaltet vor dem Gesicht, und für einen Moment denke ich, der ehemalige Radprofi betet zu Gott. Dafür, dass er wieder eine Aufgabe in seinem Leben hat, das völlig aus den Fugen geraten war. Und dafür, dass diese Frau endlich verstummt, die so viele lästige Fragen stellt.

Jan Ullrich, der einzige deutsche Tour-de-France-Sieger, möchte ein Bike-Zentrum eröffnen. In Merdingen, einem Dorf in der Nähe von Freiburg. Es soll 4,5 Millionen Euro kosten und ein entsprechend großer Klotz werden mit Fahrradladen, Jan-Ullrich-Museum, einem Hotel, italienischem Restaurant, Café und Spielhalle.

Eine Spielhalle, findet die Frau im Publikum, passt so gut ins Weindorf Merdingen wie die Reblaus, und überhaupt scheint ihr das Projekt des ehemaligen Rad-Profis nicht geheuer, so wie vielen im Dorf. Fast jeder dritte Wahlberechtigte hat die Petition gegen ein Bike-Zentrum mit Spielhalle unterschrieben.

Ullrich hält den Kopf schief und blättert in seinen Unterlagen. Vor ihm steht das Pinarello-Fahrrad, mit dem er 1997 die Tour de France gewann; rechts daneben das Bianchi-Rad, mit dem er im Zeitfahren Lance Armstrong schlug. In der Mitte thront ein riesiger, goldglänzender Pokal.

An diesem Abend wird nicht bloß über ein Gebäude in Merdingen verhandelt. Es geht um den Umgang mit Jan Ullrich, der für seine Leistungen vergöttert wurde und in Millionen Deutschen die Liebe zum Radsport entfachte. Als das Doping-System ans Licht kam und Ullrichs Karriere beendete, fühlten sich die Fans verraten.

Auch für Ullrich war das Ende nicht leicht. Er wollte es noch einmal allen zeigen und die Tour gewinnen, doch er durfte nicht. Nach Karriereende kämpfte er mit Suchtproblemen, umgab sich mit falschen Freunden und stürzte vor drei Jahren richtig ab.

Neben Ullrich sitzen Mike Baldinger und Dirk Baldinger, seine Geschäftspartner. Der eine war Motorrad-Profi, tritt als Wortführer auf und führte bis vor kurzem ein Bauunternehmen. Der andere war Radrennfahrer, leitet ein Frauen-Radteam und bleibt den Abend über stumm.

Mike Baldinger wirkt genervt. Schon vor der Einwohnerversammlung hatte er angekündigt, auf die Spielautomaten zu ver-



**Texaspass:** Die Serpentin des Kaiserstuhls erinnern an ein geschwungenes Lasso, daher der Name. Die Strecke gehört zu Ullrichs liebsten Anstiegen.



**Vulkan, Lehm und Löss:** Die Böden des Kaiserstuhls lassen hervorragende Weine entstehen. Das weiß auch Jan Ullrich zu schätzen.

zichten. Doch die Frau von der Bürgerinitiative lässt nicht locker:

Brauche Merdingen überhaupt ein Bike-Zentrum? Werden im Museum auch Doping und Drogenprobleme beleuchtet? Können es in den Zimmern zu zwielichtigen Aktivitäten kommen?

Die Angst, dass Jan Ullrich ein schlechtes Licht auf das Dorf werfen könnte, wabert durch die Halle.

Nach der Trennung von seiner Frau soll Jan Ullrich vor drei Jahren auf Til Schweiger losgegangen sein und später im Drogenrausch eine Prostituierte gewürgt haben. Videos tauchten auf, in denen er drei Zigaretten gleichzeitig raucht und mit nacktem Oberkörper Kickbox-Tritte macht. Als Reporter ihn in der Entzugsklinik besuchten, zogen sich tiefe Furchen über die Stirn.

Es gibt viele tragische Helden im Profisport: Ullrichs Konkurrent Marco Pantani litt nach der Karriere unter Depressionen und starb 2004 in einem Hotelzimmer an einer Überdosis Kokain. Der Fußballer Gerd Müller, der gerade starb, verfiel nach Karriereende dem Alkohol. Diego Maradona starb im November 2020 in einem Kellerloch und so wie es aussieht, riefen seine Kumpane nicht einmal den Notarzt.

Jeder Mensch hat eine zweite Chance verdient. Bekommt Jan Ullrich sie in Merdingen?

Mike Baldinger, Ullrichs Geschäftspartner, antwortet der Frau von der Bürgerinitiative: „Wir werden dort

keinen Puff aufmachen.“ Der Abend steht auf der Kippe. Dann meldet sich Jan Ullrich zu Wort. Die Haut ist gebräunt. Er sieht kräftig, gesund und gut trainiert aus. „1994 habe ich mich in dieser Halle entschieden, Merdinger zu werden.“

Die Menschen hängen an seinen Lippen. Wenn Ullrich spricht, zieht er die Vokale lang, die Wörter verwaschen an ihren Enden, und ich muss an seine Heimat Mecklenburg denken, an die Korn- und Rapsfelder seines Geburtsorts Biestow, einem Dorf, das zwar zu Rostock gehört, aber nichts von einer Stadt hat.

Den südbadischen Dialekt hat er nie angenommen, anders als Sven Hannawald, ein Ossi, der nach Kirchzarten zog und bald sprach wie ein Schwarzwälder, und vielleicht spricht das für Ullrichs Glaubwürdigkeit. Verstehen kann er sich jedenfalls nicht.

„Die Vision des Bike-Zentrums ist vor einem Jahr auf dem Rad entstanden. Ich hatte eine schwere Phase hinter mir und war glücklich, dass meine Freunde mich wieder aufgenommen haben. In Merdingen ist meine Energie zurückgekommen. Ich konnte wieder atmen.“

Ullrich macht eine Pause. Dann sagt er: „Hier ist die schönste Radegend Deutschlands.“

Merdinger applaudiert. Journalisten laufen zur Bühne. Mike Baldinger stellt sich vor Ullrich und sagt: „Das ist jetzt kein Pressetermin.“ Ein Fan möchte ein Selfie mit Ullrich machen, wieder blockt Baldinger ab. „Na

**Der Sport hat viele tragische Helden hervorgebracht: Marco Pantani, Gerd Müller, Diego Maradona.**

komm eben“, sagt Ullrich und lotst den Fan hinter die Bühne.

Als er wieder auftaucht, spreche ich Ullrich an. Ich habe ihm vor ein paar Tagen einen Brief geschrieben. Darin steht, wie ich als Siebenjähriger im Urlaub auf meinem Puky-Rad die Hügel des Pfälzer Waldes hochgestrampelt bin. Es war der Sommer, in dem keiner so kraftvoll und so elegant die Berge hochfuhr wie Ullrich. Ich bin zwar kein Rennfahrer geworden, aber meine Liebe zum Radfahren hat viel mit Jan Ullrich zu tun.

Einmal bin ich ihm auf dem Rad begegnet, irgendwo zwischen Gottenheim und Merdingen muss das gewesen sein, vergangenes Jahr. Ich war so perplex, dass ich gar nicht auf die Idee gekommen bin, umzudrehen und ein Stück mitzufahren. Im Brief habe ich Ullrich geschrieben: Ich würde Dich gerne kennenlernen.

Jan Ullrich grinst. Er hat den Brief gelesen, sagt er, gestern noch. Ich freue mich. Mike Baldinger sagt, dass sie sich melden werden.

Ich male mir die Geschichte aus, die ich erzählen könnte: Wie das kleine Merdingen dem abgestürzten Star hilft, wieder auf die Beine zu kommen. Wie der verlorene Sohn heimkehrt. Es wäre eine Geschichte von Vergebung, Solidarität und Freundschaft.

Doch dann kommt nichts. Wochenlang.

Keine Nachricht von Mike Baldinger, keine Nachricht von Jan Ullrich, keine Nachricht von seinem Management. Auch seine Freunde, die ich per Brief, Facebook und Telefon kontaktiere, melden sich nicht.

Kurz bevor ich nach Merdingen fahren will, kommt doch eine Nachricht. „Bis Ende des Jahres wird hier nichts machbar sein“, schreibt Mike Baldinger. Warum? Keine Antwort.

Ich entscheide, trotzdem nach Merdingen zu fahren. Wenn ich Jan Ullrich treffen kann, dann dort, vielleicht sogar auf dem Rad. Ich hoffe, dass ich ihn überzeugen kann, mir seine Merdinger Geschichte zu erzählen.

Merdingen liegt an der Kante des Tunibergs, einem Hügel bei Freiburg, auf dem seit über tausend Jahren Wein angebaut wird. Der Frühling kommt hier einen Monat früher als im Norden von Deutschland, wo Ullrich geboren ist. Es gibt kunstvolle Fachwerkhäuser und eine Barockkirche. 1989 gewann die Gemeinde den Bundeswettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“. Abends klappert manchmal der Storch.

Merdingen ist für Jan Ullrich ein besonderer Ort. Er lernte hier seine erste feste Freundin, Gaby Weis, kennen. Den silbernen Ohrring, lange Zeit sein Markenzeichen, hat sie ihm geschenkt. Als er die Tour gewann, benannten sie einen Rotweinjahrgang nach ihm, den Toursieger 97. Die Flaschen verkauften sich bestens.

Im Dorfkern, gleich gegenüber des Weinguts Kalkbödele, steht der Gasthof von Erich Keller. Blumenkästen, matte Fenster, kratziger Putz. Auf der Terrasse hängt ein Schild: Jan-Ullrich-Platz. An der Theke kann man hauseigene Dosenwurst, Schnupftabak und Fernet-Branca kaufen. Autogramm-Karten von Rennradfahrern hängen an der Holzwand. Erich Keller, 69 Jahre, steht in der Küche und brät Rumpsteaks groß wie Radkappen. Für eine Woche nehme ich ein Zimmer.

Später am Abend, die Küche ist geschlossen, sitzt Erich Keller vor dem großen, grünen Kachelofen und trinkt Apfelschorle. Er flucht über Bürokratie und dass er keine Service-Kräfte mehr hat, weil die während des Lockdowns abgehauen sind. Als ich ihm erzähle, dass ich regelmäßig Rennrad fahre und eine Geschichte über Jan Ullrich schreibe, wird er neugierig.

„Soll es auch ums Bike-Zentrum gehen?“, fragt Keller.

### Passt das Bike-Zentrum ins Winzerdorf?

Bürgermeister Martin Rupp hat Bedenken, dass das Projekt für die Gemeinde zu groß ist.



**Sind das die Radtouristen?** Ullrich und seine Geschäftspartner wollen mit dem Bike-Zentrum Urlauber nach Merdingen locken.





**Steht zu Jan Ullrich:** Der Gastwirt Erich Keller lässt nichts auf den einzigen deutschen Tour-de-France-Sieger kommen.



**Traumhaus:** Jan Ullrich und seine ehemalige Freundin Gaby Weis bauten sich ein schickes Anwesen am Rande von Merdingen. Das Haus ist längst verkauft.

„Ja, klar.“

„Das muss ich erst mit Jan absprechen.“

„Dann reden wir bloß über früher.“

„Okay. Aber nicht vor 10 Uhr.“

Es wird 13.30 Uhr am nächsten Tag. Erich Keller muss noch einkaufen. Als er aus dem Großhandel zurückkommt, schiebt er einen Rollwagen mit Sahne, Pfifferlingen und Nudeln in den Kühlraum. Dann treffen wir uns im Flur zwischen Gastraum und Treppenhaus. Hier erzählen Fotos die Karriere des Wunderkindes: Jan Ullrich mit schmerzverzerrtem Gesicht auf dem Rennrad in den Pyrenäen, Jan Ullrich im gelben Trikot auf dem Siegerpodest, Jan Ullrich zusammen mit Keller im Gasthof.

Auf einem Bild sitzen Ullrich, seine damalige Freundin und Erich Keller auf einem roten Cabrio. Im Hintergrund hat sich eine Menschentraube gesammelt. Es ist der Empfang für den Toursieger in Merdingen. „Jan hat mich damals nur gefragt: Muss ich das jetzt wirklich machen? Der hätte sich am liebsten verdünisiert“, sagt Keller.

Ullrich und die Öffentlichkeit, das war schon immer eine unglückliche Beziehung. Als der 23-Jährige die Pyrenäen erstürmte, titelte die französische Sportzeitung „L'Equipe“ „Voilà le patron“, („Sieh an, der Chef“). Experten gingen davon aus, dass der Deutsche fünf- oder sechsmal die Tour gewinnen werde. Für Ullrich waren diese Erwartungen viel zu groß, sie machten ihm Angst. Jan Ullrich wollte nie angebetet werden – aber er konnte sich nicht dagegen wehren. „Ich wollte kein Held sein“, schrieb Ullrich in seiner Autobiographie.

Schon 1996, ein Jahr vor dem Tour-Sieg, gründete Keller den Jan-Ullrich-Fanclub. Mit zwei Bussen fuhren sie zu den Etappen. Keller organisierte einen Speisewagen, ein Stromaggregat, zwei Flutlichtstrahler und eine Zapfanlage. „Eine ehemalige holländische Rennfahrerin ist den Bus gefahren. Die kannte sich in den Bergen aus und wusste, wo wir stehen konnten“, sagt Keller. Der Fanclub feierte am Streckenrand mit Tuba und Akkordeon. Sie schliefen in Zelten.

Bei der Schlussetappe in Paris auf den Champs-Élysées hatte der Fanclub seinen festen Platz, und Ullrich kam zum Schluss immer vorbei. „Der hat uns dann mit Champagner vollgespritzt. Das war ein Riesenerlebnis“, sagt Keller.

Keller unterstützte Ullrich schon bevor er ein großer Rennfahrer wurde. Der Wirt ließ ihn bei sich im Haus wohnen, servierte Frühstück, alles gratis. Vor den großen Rennen trainierten die beiden, der Wirt auf dem Motorrad, der Rennfahrer in seinem Windschatten. Keller hatte ein Schutzblech ans Hinterrad gebaut, damit Ullrich nicht stürzte, wenn sich die Räder berührten, und gemeinsam jagten sie mit bis zu 80 Sachen durch die Rheinebene.

Vor dem Windschattentraining wuchtete Ullrich die Schwarzwaldberge hoch: Belchen, Feldberg, Kandel, Schauinsland, insgesamt bis zu 250 Kilometer am Tag. „Jan war kein Mensch. Er war ein Tier“, sagt Keller.

Der Wirt könnte stundenlang erzählen, zum Beispiel von Ullrichs Trainer aus der DDR, der ihm sagte, dass sie in den 80er Jahren in Unterdruckkammern trainierten, um die Effekte eines Höhentrainingslagers zu erreichen.

Als ich Keller auf Doping anspreche, wird er schmallippig. „Das ist nicht schön“, sagt er. „Aber das hilft auch nur, wenn du richtig hart trainierst.“ Alle guten Rennfahrer hätten damals gedopt. Es ist das Argument, mit dem sich fast alle Fahrer damals ihren Betrug schönredeten.

Dass Ullrich lange Zeit nicht zugab, mit verbotenen Substanzen gedopt zu haben, legt Keller ihm als Gentleman-Geste aus. „Er wollte nicht sagen, wo er es herhat, um andere zu schützen.“

Die meisten Deutschen nahmen Ullrich das nicht ab. Er war ein Lügner, der nicht zu seinen Fehlern stand. Der Radprofi Tyler Hamilton, der das Doping-System von Lance Armstrong ans Licht brachte, sagte dazu: „Wer nicht auspackt, wird innerlich zerfressen.“ Doping mag ein Grund sein, warum viele Reaktionen auf Ullrichs Bike-Center so heftig sind, insbesondere im Internet: „Heuchler ... Scheißkerl, no mercy“ (keine Gnade), kommentierte ein Leser, als die „Badische Zeitung“ über die Pläne berichtete. Aber in Merdingen spielt das Doping-Thema keine große Rolle.

Viel mehr ärgern sich die Menschen über die Art und Weise, wie Ullrich und die Baldingers das Bike-Zentrum durchboxen wollten. Von Anfang an sei Druck gemacht worden, sagt Oswald Prucker, der für die SPD im Gemeinderat sitzt. Die langen schwarzen Haare hat der 55-Jährige zu einem Pferdeschwanz gebunden. Er lebt seit 21 Jahren in Merdingen und nennt sich Dorfmensch.

Ende des vergangenen Jahres kamen die Investoren mit ihrer Idee auf die Gemeindeverwaltung zu. Dann wurden die Pläne in einer nichtöffentlichen Sitzung des Gemeinderats besprochen, wo sich eine knappe Mehrheit für das Bike-Zentrum mit Spielhalle abzeichnete. Doch es gab Probleme: Merdingen ist Eigenentwickler-Gemeinde, darf also eigentlich bloß Fläche versiegeln, wenn Firmen aus dem Dorf wachsen wollen. Außerdem müsste der Bebauungsplan geändert werden, damit ein Radladen zulässig ist.

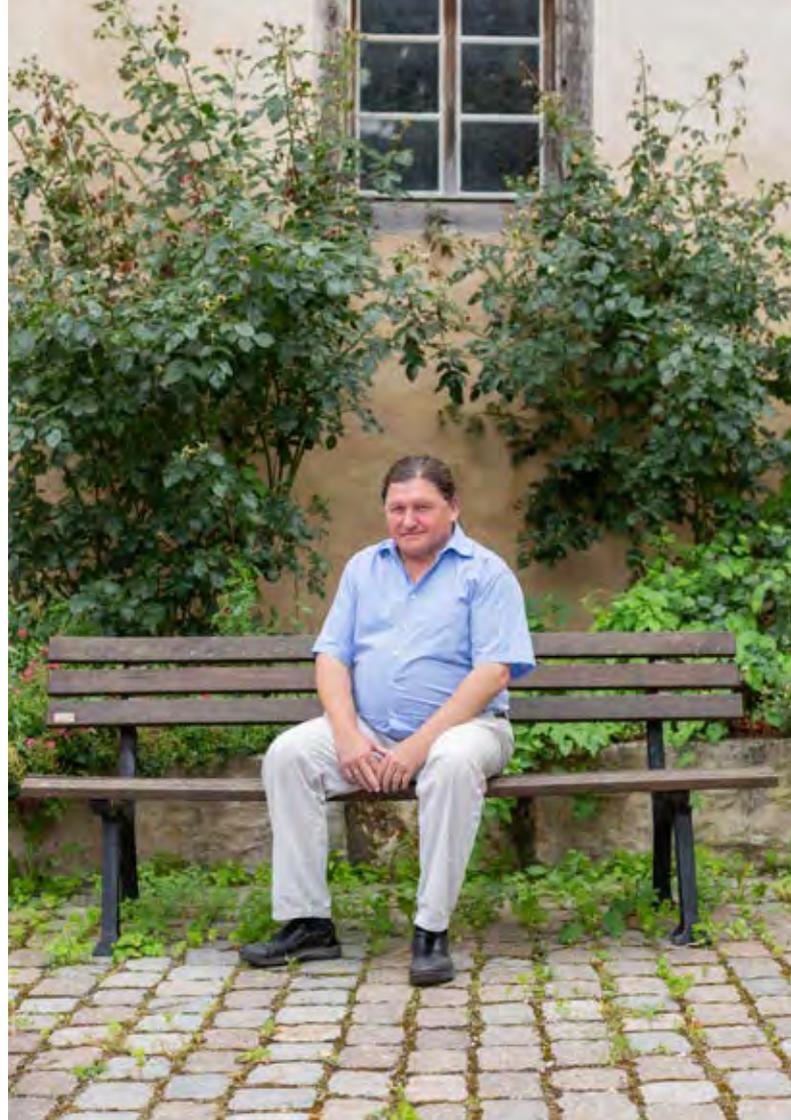
Den Investoren ging es nicht schnell genug. Im März machten sie mit Hilfe der CDU zusätzlich Druck: Als der Gemeinderat einen Bebauungsplan beschließen wollte, forderte die CDU-Fraktion plötzlich, binnen kurzem das Grundstück an Ullrich & Co. zu verkaufen und die Klausel, die bisher Spielhallen verbot, zu streichen.

Im Dorf kannte das Projekt zu diesem Zeitpunkt kaum einer. Viele Ratsmitglieder fühlten sich überrumpelt, auch Bürgermeister Martin Rupp und SPD-Gemeinderat Oswald Prucker waren überrascht. „Der Antrag war in Juristendeutsch geschrieben und kam mit Sicherheit vom Anwalt der Investoren“, sagt Prucker. Er warf der CDU Erpressung und Befangenheit vor, was die als unverschämt bezeichnete.

„Ich habe kein Problem mit einer Spielhalle. Da wird wenigstens kontrolliert, ob die Leute 18 Jahre alt sind“, sagt Jürgen Escher. Der CDU-Mann empfängt im Büro seiner Firma für Etikettiermaschinen. Auf dem Schreibtisch steht eine Kalebasse mit Mate-Tee, an der Wand hängen Fotos von jenem Teil der Familie, der nach Argentinien und Paraguay ausgewandert ist.

Im Internet könne jeder Glücksspiel betreiben. Dass der Sportplatz gleich neben der Spielhalle liegt, sei kein Problem, man könne die Öffnungszeiten anpassen.

Das Bike-Zentrum, so sieht es Escher, würde Touristen anziehen. Der Nachbarort Ihringen kommt auf 100 000 Übernachtungen im Jahr – Merdingen gerade mal auf 10 000. Da gebe es Potenzial. „Außerdem haben wir eine lange Radsporttradition“, sagt Escher. Durch die Spielautomaten nehme die Gemeinde Vergnügungssteuer ein. Überhaupt: „Jan Ullrich war jahrelang der größte Steuerzahler in Merdingen. Er hat eine zweite Chance verdient“, sagt Escher.



**Warum der Zeitdruck?** Ratsmitglied Oswald Prucker hat nie verstanden, warum es die Investoren mit dem Bike-Zentrum so eilig haben.

Aber warum der Zeitdruck? Ich frage mich durch im Dorf und erfahre, dass der Streaming-Dienst Netflix das Leben von Jan Ullrich verfilmen möchte. Ein Happy End mit Ulle im Bike-Zentrum würde da gut passen.

Nur gibt es ein Problem: Ohne die Mieteinnahmen der Spielhalle wackelt die Finanzierung. Die Baldingers, so viel sickert in den Gesprächen auch durch, gelten im Dorf nicht unbedingt als die seriösesten Geschäftsleute.

Mike und Dirk Baldinger sind nicht miteinander verwandt. Beide sind schwer gestürzt. Dirk Baldinger brach sich bei der Tour 1995 das Becken, Mike Baldinger stürzte 2000 mit dem Motorrad und musste fünfmal operiert werden. Sie kamen nicht mehr an ihr Leistungsniveau heran.

Offiziell wohnt Ullrich bei Mike Baldinger außerhalb des Dorfes am Ende eines Feldwegs. Das Grundstück ist umzäunt, eine meterhohe Hecke und ein großes Tor versperren den Blick aufs Haus. Eine Antenne und riesige Straßenlaternen ragen darüber hinweg. Mike Baldinger hat Anfang des Jahres das Tiefbauunternehmen der Familie verkauft. Es hatte einmal 50 Mitarbeiter.

Nach einigen Tagen in Merdingen verliere ich die Hoffnung, Ullrich persönlich zu treffen. Ich drehe mit dem Rennrad Runden ums Dorf, radle über den Kaiserstuhl und fahre durchs Elsass. Von Ullrich keine Spur.

Dann bietet sich eine Chance, mit den Baldingers zu sprechen. Ich höre von einer nichtöffentlichen Sitzung des Gemeinderates, in der die Investoren neue Details des Bike-Zen-



**Wünscht Jan Ullrich, dass er wieder der Alte wird:** Dieter Schopp, bei dem Ullrich früher ein und aus ging.



**Herzlichen Dank für die gute Betreuung:** Diesen Satz schrieb Olympiasieger Ullrich auf das Trikot für Dieter Schopp.

trums vorstellen. Vielleicht können sie die Finanzierungslücke durch einen Zuschuss schließen. Auf dem Schulhof vor der Turnhalle, Jan-Ullrich-Straße 2, warte ich, um mit ihnen zu reden. Um kurz vor 21 Uhr kommt Dirk Baldinger die Stufen der Halle herunter, er blickt sich um zu einem Mann, dessen Maske das Gesicht verdeckt. Es ist Jan Ullrich. Mike Baldinger folgt den beiden. Es sieht aus, als eskortierten sie einen Gefangenen zum SUV.

„Herr Baldinger, lassen Sie uns doch kurz reden.“

„Das geht nicht.“

„Warum wollen Sie denn nicht mit mir reden?“

„Ich habe es Ihnen doch schon gesagt: Es geht nicht. Und jetzt lassen Sie uns endlich in Ruhe!“

Jan Ullrich sitzt auf dem Beifahrersitz und starrt durch die Windschutzscheibe. Baldinger steigt ein, knallt die Tür zu, und das Auto quetscht sich durch den schmalen Eingang des Schulhofes.

Ist Jan Ullrich wieder an die falschen Freunde geraten? Später entdeckte ich eine neue E-Mail im Postfach. Stephan Brause von der Agentur BrinkertLück, die die SPD im Bundestagswahlkampf, den Deutschen Fußball-Bund und nun auch Ullrich berät, hat auf meine Anfrage geantwortet.

„Jan selbst konzentriert sich aktuell weiterhin auf seine vollständige Genesung und seine Familie. Der Auftritt bei der Gemeindeversammlung in Merdingen war für den Moment eine Ausnahme. Öffentliche Auftritte und Medienarbeit macht er im Moment nicht. Gleiches gilt für seine Freunde, die ihm in den vergangenen Jahren geholfen haben.“

Ein paar Tage später besuche ich Dieter Schopp, einen alten Freund von Jan Ullrich. Nach der Einwohnerversammlung hat Jan Ullrich ihn zum 18. Geburtstag seiner Tochter Sarah Maria eingeladen, doch Schopp ist nicht hingegangen. Das Knie und die Lunge machen nicht mehr richtig mit. Schopp ist schon 80 Jahre.

Schopp hat ein Trikot von Ullrich aufgehängt. Darauf steht: „Vielen Dank für die gute Betreuung.“ In den 90ern ging Ullrich bei den Schopps ein und aus. Als er 2002 nach einer Partynacht in Freiburg am Steuer seines Porsche ein paar Fahrräder demolierte und anschließend Fahrerflucht beging, versteckte sich Ullrich am nächsten Tag vor den Reportern bei Schopp. „Jan saß hier am Wohnzimmer Tisch und hat mich gefragt, was er tun soll“, sagt Schopp. Der 80-Jährige zuckt mit den Schultern und sagt: „Jugendsünden.“

Jan Ullrich verließ Merdingen 2003, weil ihm der Lärm um seine Person zu laut wurde. Lästige Reporter, falsche Freunde – in der Schweiz hoffte er auf Ruhe. Nun kommt er nach Merdingen zurück, und wieder ist ein Reporter, bin ich hinter ihm her.

Ich will Ullrich nichts Böses, aber er ist misstrauisch. Er denkt, dass Medien lieber schlechte Nachrichten verkaufen als gute und dass er sein Image als abgestürzter Superproll nie wieder los wird. „Das ist krank“, sagte Ullrich dem Radsportmagazin „Rouleur“ im Jahr 2016. Wenn er an einer Benefiz-Radtour teilnehme, komme ein Fotograf. Aber wenn er einen Autounfall bae, ständen sechs Fernsehteams vor seiner Tür.

Zum Schicksal eines sportlichen Superhelden gehört, dass er danach kaum etwas machen kann, was an seine Erfolge herankommt. Keiner will sehen, wie ehemalige Athleten an Wettkämpfen teilnehmen, wenn sie nur noch ein Schatten ihrer selbst sind. Aber was soll einer machen, der in seinem Leben immer bloß Rad gefahren ist? Rad fahren, natürlich.

Das Bike-Zentrum könnte Jan Ullrich retten.

# Making of:



Als Anastasia Shvachko von der Idee hörte, eine Geschichte über Jan Ullrich zu recherchieren, war sie alles andere als begeistert. Zu Fahrrädern hat die Sibirin ein kompliziertes Verhältnis, denn ihr Freund liebt sie etwas zu sehr. Manchmal so sehr, dass sie sich fragt, ob er nicht lieber mit einem Fahrrad zusammen sein würde. Doch die Geschichte vom gefallenen Helden, der sich mühsam in sein Leben zurückkämpft, faszinierte sie. Die Herausforderung: ein Sujet zu fotografieren, das selbst nicht auftaucht. Als Ullrich doch überraschend auftrat, drückte sie nicht ab, denn Paparazzo-Fotos sind nicht ihr Stil. Jannik Jürgens liebt Fahrräder seit seiner Kindheit und war als Model unterwegs. Er hofft, dass Jan Ullrich diesen Text liest und es zu einem Treffen kommt.

post@jannik-juergens.de  
shvachko.anastasia@gmail.com



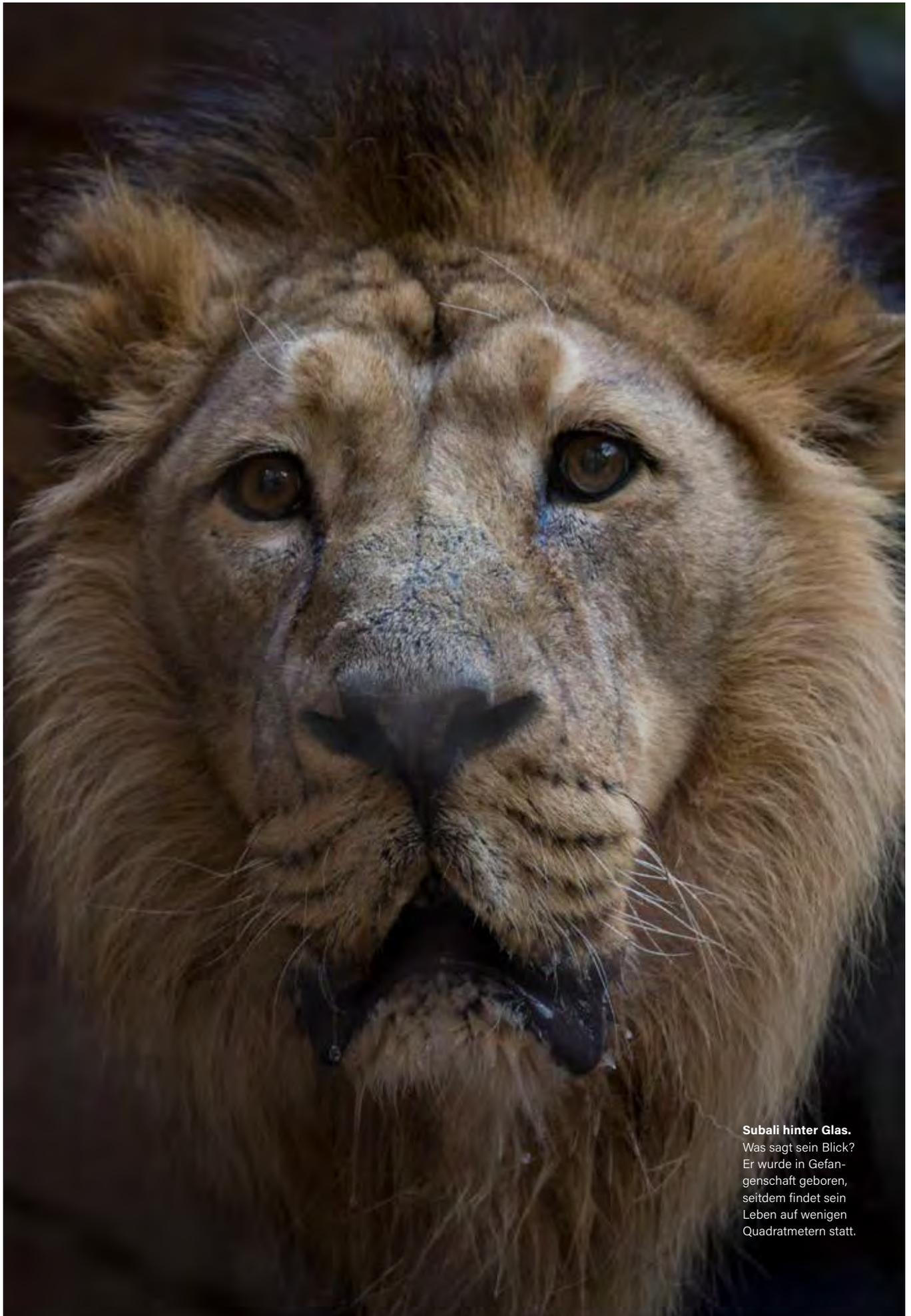
# Zeug oder stirb

TEXT: ASTRID PROBST  
FOTOS: MARIE-LUISE KOLB

Weil er keinen  
Nachwuchs zeugte,  
überlegte  
der Nürnberger  
Zoo, den Löwen  
Subali zu töten.  
Und begründete  
es auch noch mit  
Artenschutz.

Seit Subali im Nürnberger Zoo ist, steht er unter Beobachtung: Eine Zeitung spekuliert über seine „Sexflaute“, und der Zoodirektor denkt laut darüber nach, ihn einschläfern zu lassen.





**Subali hinter Glas.**  
Was sagt sein Blick?  
Er wurde in Gefan-  
genschaft geboren,  
seitdem findet sein  
Leben auf wenigen  
Quadratmetern statt.

Null Löwenbabys  
in 15 Jahren –  
mit drei Partnerinnen.  
Das ist ungewöhnlich.  
Eigentlich  
funktioniert die  
Löwenzucht in  
Europas Zoos super.

Eine Stunde, bevor der Nürnberger Tiergarten schließt, steht er auf. Schwerfällig trottet er zum Wassergraben und brüllt. Zoobesucher rennen, drängen sich an der hüfthohen Steinmauer, Kameras klicken, Kinder sitzen auf Schultern, ein Junge brüllt zurück: „Rooaar“. Neun Mal reißt der wohl bekannteste Zoolöwe Europas sein Maul auf, holt tief Luft, bläht den Oberkörper auf und zieht ihn ruckartig zusammen. Dann legt sich Subali, 193,8 Kilogramm schwer, 15 Jahre alt, in die Abendsonne, auf den sandigen Boden und döst.

Seine Bekanntheit kam über Mittwochnacht. Es war im Oktober 2020, als Zoodirektor Dag Encke in einem Podcast der Nürnberger Nachrichten sagte: „Wir haben ein geschlechtsreifes Weibchen und wir haben ihn, Subali, und es passiert nichts. Wir müssen untersuchen: Ist er steril oder das Weibchen? Das Tier muss dann weg. Bei dem Männchen würden wir vorschlagen, ihn zu töten.“

Subali hat noch keinen Nachwuchs gezeugt. Nicht im polnischen Łódź, wo er zwei Jahre verbrachte, nicht im spanischen Jerez de la Frontera, wo er sieben Jahre lang lebte, bevor er im August 2018 nach Nürnberg kam. Null Löwenbabys in 15 Jahren. Für den asiatischen Löwen ist das eine schlechte Bilanz, denn in dem System Zoo hat er diese eine Aufgabe: Nachwuchs zeugen. Nun soll er Platz machen für einen potenten Löwen.

Asiatische Löwen stehen auf der Roten Liste, die Art ist gefährdet. Rund 500 Tiere gibt es noch in Indien. Subali ist einer von 149 asiatischen Löwen in europäischen Zoos. Für alle gelten die gleichen Regeln: Zeugen und die Art erhalten. Das hat sich der Mensch so überlegt. Aber was macht man mit einem Tier, das sich nicht an die Regeln hält?

Die Antwort, die Zoodirektor Encke ins Spiel brachte, erzählt viel darüber, welchen Platz Tiere in einer menschengemachten Welt zugewiesen bekommen. Und sie entlarvt das System des Artenschutzes, wenn es am Ende sogar sinnvoll sein kann, dass ein Löwe getötet wird. Lässt man sich auf die Geschichte von Subali ein, wird es unangenehm, weil man sich fragen muss, was schwerer wiegt: der Schutz des einzelnen Tieres oder der Art?

Die Todesdrohung verbreitete sich schnell. Keine 24 Stunden waren vergangen, als eine Zeitung titelte: „Subali muss sterben“. Ein Shitstorm brach über den Zoo herein. In den sozialen Medien wurde der Tiergarten wüst beschimpft: Zoodirektor Encke wolle mit süßen Löwenbabys Profit machen, deshalb müsse ein gesunder Löwe sterben. Hier beginnt die Chronologie eines moralischen Dilemmas.



**Dag Encke** leitet den Nürnberger Zoo und fragt sich laut: Darf man für den Artenschutz töten

An einem Freitag im August 2018 sind das Todesurteil und die Aufregung noch fern und ein Transporter fährt den Löwen Subali in einer Kiste, so groß wie eine Badewanne, nach Nürnberg. Rund 2.500 Kilometer reist er, vom spanischen Jerez im Süden über die Autobahn durch Frankreich. Als Subali in Nürnberg aus der Box tapst, bekommt er als erstes eine Erkältung. Er hat „eine Rotznase“. So steht es im Löwentagebuch, das die Tierpflegerinnen von nun an fast täglich ausfüllen.

Subali ist der Neue im Löwengehege und der Neue der Löwin Aarany. Er ist umgezogen, weil es das Europäische Erhaltungszuchtprogramm (EEP) so will. Nürnberg ist seine letzte Station, Aarany sein drittes und letztes Weibchen und seine letzte Chance, seine Gene weiterzugeben. Mit der zehn Jahre jüngeren Löwin soll er Nachwuchs zeugen, auch das will das EEP.

Das Zuchtprogramm gilt als die Hauptaufgabe des europäischen Zooverbands EAZA. Seit 1985 überwacht es die Zucht von Zootieren. Koordinatoren kümmern sich jeweils um eine Tierart; sie entscheiden, wann Tiere umziehen und mit wem sie sich paaren. Das Ziel ist, mit den Zootieren eine größtmögliche genetische Vielfalt zu erreichen und zugleich möglichst wenige Tiere aus freier Wildbahn dafür einzufangen. Für die asiatischen Löwen gibt es das Zuchtprogramm seit 1994.

Die Koordinatorin, die Subali seine letzte Chance gibt, sitzt an einem bewölkten Augusttag 2021 in einem Konferenzraum im dänischen Zoo in Aalborg. Es gibt Kaffee aus Pappbechern, in der Ecke steht ein ausgestopfter Pfau. Seit fast zehn Jahren bestimmt Rikke Kruse Nielsen das Leben der asiatischen Zoolöwen und hat dabei mehr mit Zahlen als mit Löwen zu tun.

Ob sie ihren Job gut macht, sieht sie im Zuchtbuch, das einer Excel-Tabelle gleicht. Für Kruse Nielsen sind Subali und Aarany ein Traumpaar. Nachwuchs von den beiden wäre wichtig für die Zoopopulation, für die genetische Vielfalt und die Zukunft der asiatischen Löwen.

Um das zu erklären, öffnet Kruse Nielsen auf ihrem Computer eine Tabelle. Links die Männchen, 53 davon gibt es in Europas Zoos. Rechts die 96 Weibchen. Die kombiniert sie so, dass sich keine verwandten Löwen paaren. Es ist die wohl wichtigste Zahl im Zuchtbuch – der Inzuchtwert, den ihr Programm berechnet. Subali und Aarany sind fast gar nicht verwandt. Weil Subalis Eltern tot sind und er nur eine Schwester hat, ist seine Genkombination beinahe einmalig. Auf dem Papier macht ihn das zu einem der wertvollsten Zoolöwen in Europa, und das, obwohl er nicht zeugt. Am Ende gleicht das Leben eines Zoolöwen einem Zahlenspiel.

Im Oktober 2018 lernt Subali seine Partnerin kennen, und die Feuerwehr rückt an. Immer, wenn Löwen in Nürnberg zusammengeführt werden, steht die Feuerwehr mit einem Wasserschlauch vor dem halbmondförmigen Gehege. Ob sich zwei Löwen in einem Revier akzeptieren, weiß man nie. In Danzig hatte ein Löwe eine Löwin zerfleischt. Im Nürnberger Gehege rennen Subali und Aarany aufeinander zu, fauchen und schlagen mit den Pranken. Verletzt wird niemand, nur nass: Aarany rutscht in den Wassergraben. Am nächsten Tag raufen sie kurz. Später schlafen sie einige Meter entfernt voneinander im Gehege, das etwa so groß ist wie ein Tennisplatz.

Es dauert bis April 2019, bis Aarany zum ersten Mal rollig wird. Jetzt kann sie Nachwuchs bekommen. Die Pfleger schicken die Löwen zusammen ins Gehege. Am Sonntag, den 28. April, 11.30 Uhr deckt Subali die Löwin das erste Mal. So notieren es die Pfleger im Tagebuch.

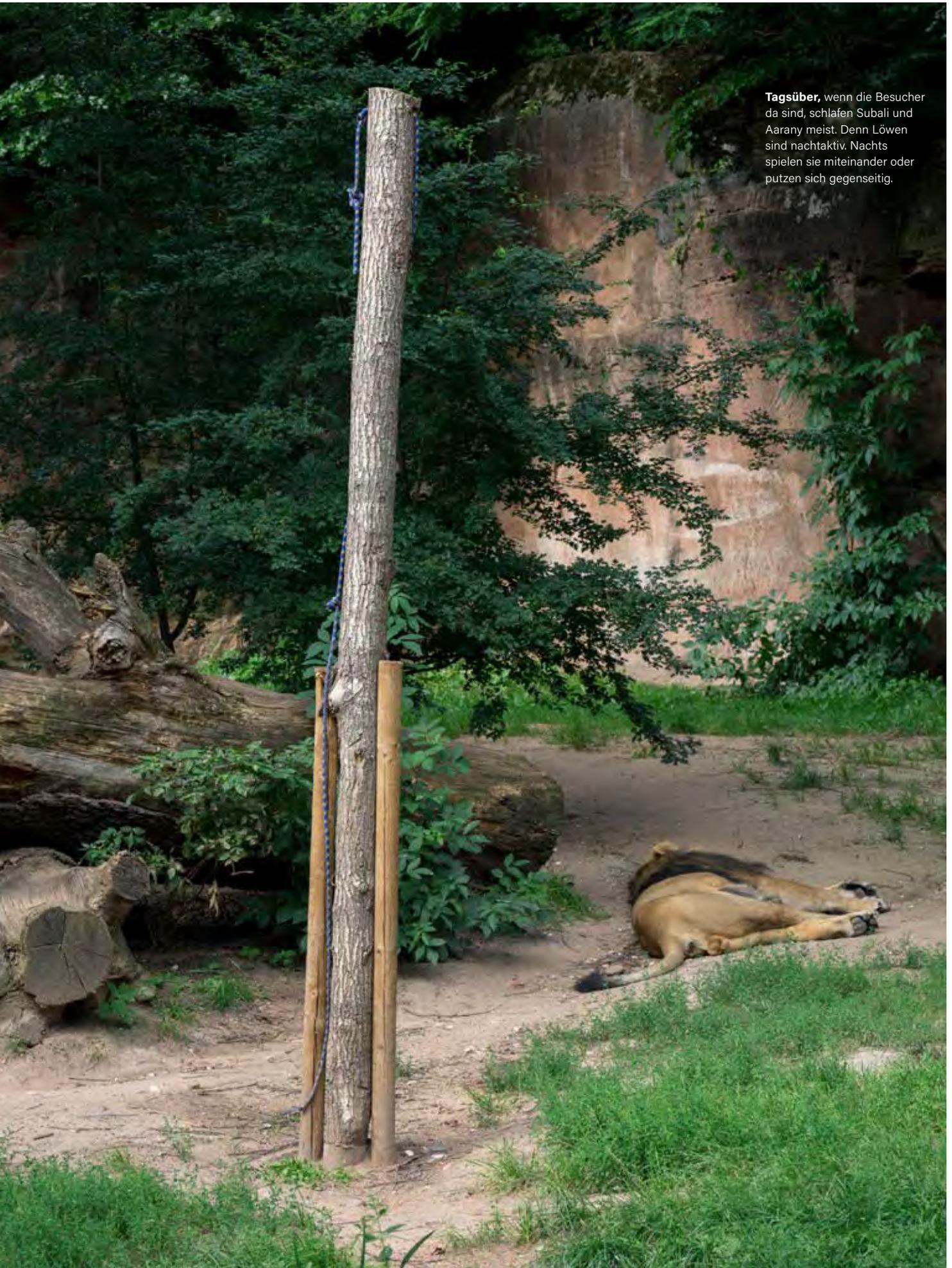
Löwensex ist kurz und für die Löwin schmerzhaft. Der Löwe beißt die Löwin bei dem Akt in den Nacken. Dann lässt er los und rennt davon. So entwischt er der Löwin, die sich umdreht und nach dem Löwen schlägt. In der Zoologie nennt man das den Prankenhieb.

Es vergeht ein Jahr ohne Löwenbabys, und im Oktober 2020 fragt sich der Zoodirektor Dag Encke: Schützen wir das Tier oder die Art? Und während im Löwengehege weiterhin kein Nachwuchs gezeugt wird, zerbricht sich von nun an eine Handvoll Leute den Kopf, was passiert, wenn weiter nichts passiert.

Vögel zwitschern, leere Wege, geschlossene Eisstände, das Coronavirus hat das Land lahmgelegt, den

Wenn Aarany rollig ist,  
müssten die beiden  
eigentlich mehrmals am  
Tag miteinander turteln.  
Eigentlich.





**Tagsüber**, wenn die Besucher da sind, schlafen Subali und Aarany meist. Denn Löwen sind nachtaktiv. Nachts spielen sie miteinander oder putzen sich gegenseitig.

Zoo auch. Das Löwengehege mit der Eiche und dem Sandboden ist Subalis Revier – es ist aber auch das Revier von Alexandra Hoffmann. Hier verbringt sie fast mehr Zeit als zu Hause, sagt sie. Sie putzt das Gehege mit einem Wasserschlauch, trainiert die Löwen, beobachtet ihr Verhalten, schneidet Fleisch für die Fütterung und füttert sie auch mal aus der Hand. „Da baut man natürlich eine extreme Nähe auf“, sagt die 41-Jährige, öffnet Türen, auf denen „Nur für Personal“ steht, und führt durch betongraue Gänge im Raubtierhaus. An der Gittertür zum Gehege ruft sie Subali. Langsam tritt er zu ihr, drückt den Kopf ans Eisen und lässt sich kraulen. Die Löwen liebe sie über alles, sagt sie.

Von der Tötungsabsicht erfuhr die Revierleiterin aus den Nachrichten. Hoffmann hatte einen freien Tag, als am Abend im Oktober 2020 ihr Handy aufleuchtete. Darauf eine Nachricht von einer Freundin und der Artikel mit der Überschrift „Subali muss sterben“. „Der Chef wusste da wohl selbst noch nicht, dass uns das alles so um die Ohren fliegt“, sagt sie über Enckes Aussage im Podcast.

Wenn ihre Löwen mal nicht hören, nennt die Frau mit dem braunen Kurzhaarschnitt und dem Nasenpiercing das zickig. Subali und Aarany kennt sie, seit sie in Nürnberg sind. An vieles erinnert sie sich gut. Wenn sie etwas nicht weiß, schlägt sie nach, im Löwentagebuch. Auf liniertem Papier notiert sie, was die Löwen treiben und welche Vorlieben sie haben. Subali mag kein Huhn. Aarany steht auf Lebkuchengewürz. Ab und zu malt sie Smileys oder Herzchen dazu.

Subali könnte Nachwuchs zeugen, vermutet Hoffmann. Mit 15 Jahren ist er ein Greis, doch in Zoos können Löwen bis zu 19 Jahre alt werden – fast doppelt so alt wie in freier Natur. Und viele dieser Greise haben noch gezeugt.

Das Problem ist, erklärt Hoffmann: Subali deckt Aarany zu selten. Aarany ist etwa viermal im Jahr rollig, je rund fünf Tage lang. Alle zwanzig Minuten wäre normal, sagt Hoffmann. Doch Subali tut es nur drei- oder viermal während dieser fünf Tage. Die Presse nennt es „Sexflaute“.

Dass Töten am Ende die einzige Option im Nürnberger Zoo ist, liegt an einer traurigen Wahrheit: Keiner will Subali. Durch seine Geburt im schottischen Zoo in Edinburgh kam der Löwe vor fünfzehn Jahren in ein System, das nur funktioniert, wenn alle mitspielen. 47 Zoos in Europa halten asiatische Löwen. Im Schnitt sind das drei Löwen pro Zoo – zwei Weibchen und ein Männchen. Mehrere Männchen kann man nicht in einem

Revier halten. Alle Löwen sind im Zuchtprogramm. Einen möglicherweise sterilen Löwen will in diesem System niemand.

Encke nennt es „ein ethisches Dilemma“, für die Tiere fehle der Platz. Im Nürnberger Zoo haben Subali und Aarany einen Tennisplatz für sich. Einst wanderten asiatische Löwen über Afrika, den Nahen Osten nach Indien. Heute leben noch rund 500 Tiere im indischen Gir-Forest-Nationalpark, auf einer Fläche, die anderthalbmal so groß ist wie Rügen. Als Zoolöwe, der nie ein Tier gejagt hat, der nie sein Revier verteidigen musste, wäre Subali im Gir-Forest-Nationalpark verloren. Überhaupt wildert man Zoolöwen eher nicht aus.

Subali, der Löwe mit der kahlen Mähne und dem durchhängenden Bauch, ist im System Zoo ein kleiner Zahn in einem großen Zahnrad. Indem er nicht tut, was der Zooverband will, unterbricht er den normalen Lauf – und das wirkt sich auf alle Zoolöwen aus. Denn bekommen andere Zoolöwen männlichen Nachwuchs und findet sich kein Platz für das Tier, wird es getötet. Nach spätestens zwei Jahren braucht ein Männchen ein eigenes Revier, sonst deckt es die Mutter.

Eine Lösung muss her, und im Nürnberger Löwenrevier starten Hoffmann und ihre Kollegen im November 2020 einen Versuch: Sie trennen die Löwen. Mit ihrer bauchigen Schrift notiert Hoffmann: „Rolle durch Entzug wecken.“ Sie wollen Schwung in das Liebesleben bringen. Die Presse schreibt: „Liebes-Trick für Subali“. Wenn Aarany draußen im Gehege mit Steinwand, Wassergraben und Eiche döst, ist Subali im Innengehege mit künstlich nachgebauter Felsenwand hinter der drei Zentimeter dicken Glasscheibe.

Drei Monate sind die Löwen getrennt. Als sie im Frühjahr aufeinandertreffen, deckt Subali die Löwin Aarany. Der Liebestrick funktioniert, die Sexflaute scheint überwunden. Vier Tage geht das so, dann passiert wieder nichts. Aarany wird nicht trächtig.

Wieder stellt sich die Frage: Kann Subali noch zeugen? 2011 lag er im spanischen Jerez in Narkose. Menschen jagten Elektroschocks durch seinen Körper, um eine Ejakulation auszulösen. Die Spermawerte waren top. Noch so eine Untersuchung wäre für den 15-jährigen Löwen zu gefährlich.

In Wien sucht Franz Schwarzenberger deswegen die Antwort im Kot. Lange Gänge, Linoleumboden, grelles Licht und beständiges Surren, das von den zahlreichen Tiefkühltruhen im Labor der Veterinärmedizinischen Universität Wien ausgeht. Was Schwarzenberger herausfindet, könnte Subalis Zukunft bestimmen.



**Speisekammer.** An den Haken hängen Rind, weiße Hasen und Hühner. Manchmal werden auch Zootiere verfüttert, Kamerunschafe oder Zwergziegen zum Beispiel. Ein Problem ist das nicht.

In Europas Zoos leben  
53 asiatische Löwenmänner.  
Wird irgendwo ein  
Löwenjunge geboren und  
gibt es keinen freien  
Platz für ihn, muss das  
Jungtier sterben.

**Alexandra Hoffmann**, die  
Tierpflegerin, kümmert sich um  
Subali. Sie führt ein Tagebuch,  
sammelt Kotproben und überlegt  
sich Liebestricks. Einmal trennte  
sie die beiden Löwen für ein  
Vierteljahr, damit sie mehr Lust  
bekommen.





Den Mittsechziger mit Halbglätze und Birkenstocks rufen europäische Zoodirektoren an, wenn Nachwuchs ausbleibt. „Bei uns ist es wie in der Kinderwunschklinik, nur für Zootiere. Wir schauen, an wem es liegt“, sagt der Professor für Endokrinologie. An diesem Mittwochmorgen im August öffnet er eine surrende Tiefkühltruhe. Darin schwarze und blaue Müllsäcke mit Kot.

In einer Truhe liegt der Kot von Subali und Aarany. Zwei Proben pro Tier, pro Woche, über drei Monate – macht rund 50 Häufchen. Jede Probe ist so groß wie ein Ei. Mit einer Pinzette stopft eine Mitarbeiterin ein halbes Gramm in ein Reagenzglas. Dann wird es mit Alkohol gemischt. So findet Schwarzenberger heraus, ob Subali genug Testosteron hat, um Spermien zu zeugen – alles nicht invasiv, ohne Narkose.

In seinem Büro mit den vielen Tierfotos starrt Schwarzenberger auf den Bildschirm, darauf Diagramme mit blauen und roten Linien. „Alles normal“, sagt er. Subali hat noch genug Testosteron. Wäre es anders, wüsste

man, dass er steril ist. Doch hohe Werte bedeuten nicht gleich zeugungsfähiges Spermium. Eine konkrete Antwort ist das also nicht.

Im April 2021 sitzt Zoodirektor Dag Encke auf einer Holzbank hinter dem Verwaltungsgebäude. Subali ist ein Zoolöwe, Encke ein Zoomensch. In Interviews erzählt er, wie er im Krefelder Zoo aufwuchs, den sein Vater leitete. Im Haus sollen Waschbären, im Garten Hirsche und Leoparden gelebt haben. Später studierte er Biologie. 2005 übernahm er den Nürnberger Zoo. Er sagt: „Wir wissen, dass wir nicht die Art retten können. Aber wir müssen darüber reden, wie wir Artenschutz betreiben.“

Tiergärten gelten mit ihren Zuchtprogrammen als eine Art Arche. Stirbt eine Art aus, kann man auf die Zoopopulation zurückgreifen. Aber töten, um Arten zu retten? Hängt von der Tierart ab, sagt Dag Encke, buschige Augenbrauen, graues Haar, Hemd und Hose in erdigen Tönen. Der asiatische Löwe ist gefährdet. Die Zeit drängt, auch die von Aarany. Werden Löwinnen zu lange nicht

**Perspektivenwechsel:** Die Zoobesucher sehen Subali zwischen Baumstumpf, Autoreifen und Sandsteinfelsen herumliegen. Subali sieht das auch und die Menschen hinter der Mauer.



schwanger, bekommen sie Krebs – dann wären auch sie für die Zucht verloren.

Rikke Kruse Nielsen, die Frau, die über Subalis Leben und das der anderen Löwen bestimmt, versteht die Aufregung nicht so recht. Einen Löwen zu töten, in Dänemark wäre das kein Problem, sagt sie. „Wir überlegen, ob unsere Löwin eingeschlafert werden soll“, sagt sie über eine 15-jährige Löwin in Aalborg, „weil sie Platz für die Zucht wegnimmt.“ Die Platzfrage, sie ist Kruse Niensens Hauptproblem.

In den meisten europäischen Ländern, sagt Kruse Nielsen, schlafert Zoos Löwen ein, wenn sie alt sind oder leiden. In vielen skandinavischen Zoos werden Löwen auch aus anderen Gründen eingeschlafert. Eben, wenn sie Platz wegnehmen, wenn es für sie keinen Platz in einem anderen Zoo gibt oder wenn sie durch ihr Verhalten stören. „Wir retten die Art, nicht Individuen“, sagt sie, „und in Skandinavien verstehen die Leute, dass wir Tiere deswegen töten“, sagt sie.

2014 zerrten Löwen im Kopenhagener Zoo an einem Stück Fleisch. Das Tier, braune Flecken auf hellem Fell, war die Giraffe Marius. Der Skandal um Marius, der sterben musste, weil es im Gehege zu eng wurde und er sich mit Verwandten paaren wollte, war hauptsächlich in Deutschland einer. Erst, als sich die Nachricht dort verbreitete, wurde der Zoo kritisiert, sagt Kruse Nielsen.

Die Marius-Debatte zeigt, wie unterschiedlich die Einstellung über das Töten von Zootieren sein kann. In Skandinavien habe man ein anderes Verhältnis dazu, sagt Kruse Nielsen, während sie im Löwenhaus steht. Links von ihr die Löwen, rechts der Fleischraum, ohne Tür, ohne Verdeckung. An diesem Augusttag liegt ein Steinbock auf einer Schubkarre; es ist das Erste, was die Besucher sehen, wenn sie das Löwenhaus betreten.



**Seit fast zwei Jahren** trainiert Alexandra Hoffmann Subali. Tippt er den Tennisball an, bekommt er ein Stück Fleisch. Später will man ihm so Blut abnehmen, ohne ihn betäuben zu müssen.

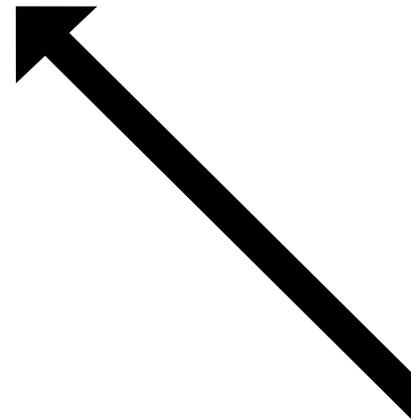


Veterinärmediziner **Franz Schwarzenberger** in Wien analysiert Subalis Kot und stellt fest: Ja, der Löwe hat genügend Testosteron.

Ein Besuch im Zoo ist für dänische Schulkinder Pflicht, ebenso einer im Schlachthaus. Außerdem müssen sie bei einer Tiersektion zusehen. Kruse Nielsen meint, deswegen denke man dort anders über Artenschutzprogramme. So gehöre es zum Tierschutz, dass alle Tiere zeugen. „Das Zuchtverhalten ist wichtig für das Wohlergehen“, sagt sie, „auch wenn wir wissen, dass es später schwierig sein kann, ein Zuhause für die Jungen zu finden.“

Der erste Freitag in den Sommerferien, vor dem Nürnberger Zoo warten Eltern mit Kinderwagen, der Brezn-Mann ruft „Brezn“ und verkauft auch Masken, und durch das Raubtierhaus donnert ein Grollen. Es klingt, als habe man eine Gewitterwolke in einen Raum gefercht. Im Fleischraum nimmt Alexandra Hoffmann einen Eimer. Rinderstücke und Hühner hängen an Haken. Darunter ein Gefäß mit Mäusen. Als der Eimer voll ist, bindet sie ihn sich um und geht durch Türen, für die nur sie und ihre Kollegen den Schlüssel haben. Hinter jeder Tür wird das Grollen lauter. Dann steht er da. Subali. Hinter Eisenstäben, in der Trainingsbox, die so groß ist wie ein Gartenhäuschen. Hoffmann steckt einen Stock, an einem Ende ein Tennisball, in einen Vorsprung. Mit der linken Hand hält sie ein Stück Fleisch ans Gitter. Als Subali mit der Pfote den Ball berührt, schiebt sie ihm das Fleisch ins Maul. Das ist die Übung: Pfote in den Vorsprung legen, Tennisball antippen.

„Der war super“, sagt Hoffmann und klingt euphorisch. So will sie weiter trainieren, damit die Tierärztin Blut abnehmen kann. Drei Minuten müsste Subali seine Pfote stillhalten; seit zwei Jahren trainiert Hoffmann ihn fast täglich. Ein halbes Jahr wird es noch dauern, meint sie. Dann könnte man zuverlässig sagen, ob er steril ist.





**Rikke Kruse Nielsen** aus dem dänischen Aalborg führt das Zuchtbuch der asiatischen Löwen und überlegt: Welches Weibchen passt genetisch perfekt zu welchem Männchen?

Jeden Monat lässt Dag Encke in seinem Zoo eine Liste aushängen, gleich am Eingang links, in einem hölzernen Kasten. Darauf die Tierbestände: Geborene, Gestorbene und Getötete. Drei Kamerunschafe hat der Nürnberger Tiergarten getötet und verfüttert. In Klammern steht „Futtertier“. Das steht auch hinter den 15 Blütenfledermäusen und den sieben Meerschweinchen. „Wir sind einer der wenigen Zoos, die transparent damit umgehen“, sagt Encke. Es wurden Schafe, Ziegen und Steinböcke verfüttert, ein Skandal war das nicht. Als der Zoo überlegte, Paviane zu verfüttern, schon.

Doch darf man Löwen töten? Im Tierschutzgesetz steht: *Niemand darf einem Tier ohne vernünftigen Grund Schmerzen, Leiden oder Schäden zufügen.*

Was ein vernünftiger Grund ist, steht da nicht. Er wird mehr durch gesellschaftlichen Konsens als durch Gesetze festgeschrieben. Das bayerische Gesundheitsamt nennt fünf Szenarien, die es erlauben, ein Tier zu töten: bei der Jagd, der Schlachtung, der Seuchenbekämpfung, wenn das Tier krank ist und wenn es verfüttert werden soll.

Es ist die Deklaration Futtertier, die es Zoos erlaubt, gesunde Tiere zu töten. Die Tierrechtsorganisation PETA nennt es eine Hintertür. Eine Hintertür, die der Zoo laut PETA für andere Tiere aufstoßen will und für andere Gründe.

Und dann kommt alles anders.

Am Ende ist die Entscheidung keine Entscheidung. Es ist ein Sonntag, der 15. August, als Dag Encke zum Löwengehege gerufen wird. Der Inspektor ist da, die Pflegerinnen und ein Tierarzt. Subali liegt im Zwischenraum, faucht schwach, steht nicht mehr auf. Er wiegt 154 Kilogramm, für einen Löwen ist das wenig.

Als er später in der Trainingsbox mit den dicken Gitterstäben liegt, stehen alle davor und warten. Nur noch ein paar Minuten, noch mal überlegen. „Wir haben ihn lange beobachtet, waren uns aber alle einig: Man kann sein Leben nur um Tage verlängern“, wird Dag Encke später sagen. „Aber wichtiger war es, das Leiden zu nehmen.“

Der Narkosepfel trifft Subali in den Muskel am Hinterbein. Bald schläft er. Dann wird ihm Blut abgenommen, bevor er mit einer Spritze in die Vene eingeschlafert wird.

Subali ist tot.

Wieder ist er in den Schlagzeilen. Die Tierrechtsorganisation PETA fordert eine unabhängige Untersuchung. Das macht der Zoo doch eh immer, hält Encke dagegen. „Bei uns endet ein Tier als Futter oder in der Pathologie“, sagt er. Man untersuche jedes Tier, das man nicht verfüttern kann.

Tage später liegt Subali beim Landesamt für Gesundheit und Lebensmittelsicherheit in Erlangen und wird obduziert. Im September hat Encke die Ergebnisse: Subali hatte Arthrose im Hals, eine Leberentzündung, weshalb sein Urin zuletzt blutig war, und Eisenablagerungen in den Organen. Sein Testosteronwert war inzwischen niedrig. Das zeigten neuere Kotanalysen in Wien. Steril war er deshalb aber nicht.

All die Aufmerksamkeit, die Tricks, die Untersuchungen, und dann entzieht sich Subali dem Dilemma. Dag Encke ist froh. „Es war eine schäbige Kalkulation“, sagt er, „wir haben darauf gesetzt, dass er früher stirbt, als dass wir vor die heikle Entscheidung gestellt werden.“ Subali stirbt mit 15 Jahren, 2 Monaten und 29 Tagen. Er wird eingeschlafert, bevor das System, in das er hineingeboren wurde, eine Entscheidung trifft.

Im dänischen Aalborg rätselt Rikke Kruse Nielsen noch im November über mögliche Kombinationen. In Wien untersucht Franz Schwarzenberger die letzten Kotproben. Und in Nürnberg wartet Aarany auf ihren neuen Löwenpartner.

# Making of:



Zeug oder stirb

Astrid Probst & Marie-Luise Kolb

Wenn Autorin Astrid Probst (rechts) Subalis Geschichte erzählt, kommt immer irgendwann die Frage auf: Ist er schwul? Und überhaupt – gibt es homosexuelle Löwen? Man weiß es bis heute nicht. 2020 stieß sie auf die Geschichte und ergründet seitdem, wie weit man für den Artenschutz gehen darf. Dafür recherchierten sie und die Fotografin Marie-Luise Kolb in Nürnberg, Wien und Aalborg. In Nürnberg hätten beide gerne noch mehr Löwenliebe beobachtet. Die vielen Stunden und Tage vor dem Löwengehege waren aber trotzdem unterhaltsam. Einer der Lieblingsmomente war, als ein etwa sechsjähriger Junge vor dem Löwengehege stand und seinen Vater fragte: „Bist du schon zeugungsfähig?“

[astrid-probst@gmx.de](mailto:astrid-probst@gmx.de) / [mail@marieluisekolb.de](mailto:mail@marieluisekolb.de)



**Welke Geranien am Rathausfenster.**  
Johannes Albrecht hätte sie dem Gärtner am liebsten zurückgeschickt. Es sind nicht immer nur die großen Probleme als Bürgermeister.



# Leise kriselt der Schnee

TEXT: JOSHUA KOCHER  
FOTOS: SOPHIA AIGNER



Der Winter brachte Wohlstand nach Feldberg im Schwarzwald, wo jeder zweite Job am Skigebiet hängt. Doch in Deutschlands höchstgelegenen Dorf wird es wärmer – zu warm für den Schnee. Der neue Bürgermeister, ein ehemaliger Top-Manager, fordert vorsichtig ein Umdenken und erntet schon dafür Kritik. Wie gelingt Veränderung in Zeiten des Klimawandels?

**Vom Change-Manager** zum Bürgermeister. Johannes Albrecht arbeitete 20 Jahre lang bei Peugeot auf Spitzenposten. Seinen neuen Job könnte man auch so nennen, im höchstgelegenen Rathaus der Republik.



**Der Feldberger Hof,** das größte Hotel im Dorf, steht direkt am Lift. Im Sommer kommen Wanderer und Mountainbiker. Sie lassen nur leider nicht so viel Geld da wie die Skifahrerinnen.



**Uriges Gasthaus, mitten im Ort.** Es gibt auch einen Supermarkt und ein paar Bäcker. Der Tourismus bremst die Landflucht.





Johannes Albrecht steigt aus der Gondel der Feldbergbahn, er trägt eine Laptop Tasche in der einen Hand, mit der anderen grüßt er einen Mann am Ticketschalter. Bis zum Treffen mit einem Bürgermeisterkollegen aus der Nachbargemeinde hat er noch Zeit für eine Runde auf dem Gipfel des Feldbergs, dem höchsten Berg des deutschen Mittelgebirges.

Albrecht, 52, blonde Haare, glattes Hemd, blickt über die Fichten des Schwarzwalds bis in die Schweiz und redet von Stakeholdern, von Zielgruppen und Quartilen, bleibt ab und zu stehen und bewegt bedächtig seine Hände.

Seit zwei Jahren ist er Bürgermeister von Feldberg. Wer könnte besser geeignet sein für die gewaltigen Herausforderungen, die der Gemeinde bevorstehen, wenn nicht er, der beim Autokonzern Peugeot zuletzt für Change-Management zuständig war? Vor allem der Wintertourismus muss am Feldberg wegen ausbleibendem Schnee neu erfunden werden. Albrecht will darauf vorbereitet sein. Nur: Lässt sich ein Dorf führen wie ein Konzern?

Walter Wochner steigt aus seinem Subaru Forester, einem silbernen SUV, den er an der Talstation der Feldbergbahn geparkt hat, und lehnt sich an ein Geländer. Er trägt ein kariertes Hemd, grüßt eine Bekannte und hat jede Menge Zeit, denn er ist Rentner.

Wochner, 71, ehemals Angestellter der Sparkasse Hochschwarzwald, mehr als ein Vierteljahrhundert Mitglied des Gemeinderats von Feldberg, saß ebenso lange im wichtigsten Ausschuss: dem Liftausschuss. Den Liften verdanken die Feldberger ihren Wohlstand. Und daran soll sich nichts ändern. „Im Winter müssen wir abkassieren“, sagt Wochner, „damit ernähren wir unsere Gemeinde.“ Wandel steht Walter Wochner erst mal kritisch gegenüber.

Der neue Bürgermeister spricht aus, was alle wissen: Die Winter in Deutschland werden seit Jahren im Durchschnitt immer wärmer, der Schnee wird weniger, die Tage, an denen am Feldberg die Skilifte laufen, nehmen langfristig ab. Zwar plant Johannes Albrecht, 40 Millionen Euro in neue Lifte, Schneekanonen und einen riesigen Beschneigungsteich zu stecken. Doch er deutet auch immer wieder an, dass es grundlegende Änderungen im Tourismus brauche. Vor allem solle der nachhaltiger werden.

Albrechts Raunen von einer kommenden Veränderung empfinden viele der Dorfbewohner als Horrorszenario: Woher sollen in ein paar Jahren noch die Einnahmen kommen? Noch ist am Feldberg nichts passiert – und doch fordert eine Bürgerinitiative mit Walter Wochner an der Spitze schon den neuen Bürgermeister auf, er solle zu der „über viele Jahre entwickelten und sehr erfolgreichen Politik“ zurückkehren.

Jahrzehntelang ging es in Feldberg wirtschaftlich steil bergauf. Zumindest für die Gastronominnen, Hoteliers, Skiverleiher und wer sonst noch an den bis zu einer halben Million Schneetouristen verdiente, die in der Wintersaison kamen. Während die Privatwirtschaft Kasse machte, schlitterte die Kommune – wie viele Gemeinden in touristischen Zentren – immer tiefer in den Schuldenkeller. Das Parkhaus an der Talstation muss sie jedes Jahr mit einer sechsstelligen Summe bezuschussen, für die Sanierung der Straßen sind bis zu zwanzig Millionen Euro und für die der Wasserleitungen zwölf Millionen Euro nötig. Mit öffentlichem Geld wurde die Infrastruktur von Feldberg zu Deutschlands größtem Skigebiet ausgebaut. Zwölf Millionen Euro Schulden hat die Gemeinde inzwischen, das ist pro Kopf der zweithöchste Schuldenstand in ganz Baden-Württemberg.

Still vertraute man darauf, dass jedes Jahr der Schnee fällt und die Gäste kommen. Warnungen, wie die vom Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland (BUND), wurden wie lästige Schneebälle abgeschmettert. Der hatte die Entwicklung schon vor Jahren als „zerstörerische Wachstumsspirale“ bezeichnet.

Die Erderwärmung nahm auf die Investitionen keine Rücksicht. Anhand von Daten des Deutschen Wetterdienstes ist zu sehen, dass der Februar am Feldberg in den vergangenen fünf Jahren im Schnitt 1,6 Grad Celsius wärmer war als in der Zeit von 1961 bis 1990. Mit jedem Zehntelgrad steigt die Schneefallgrenze, und es sinkt die Zahl der skitauglichen Tage. Schon in dreißig Jahren, so prognostiziert das Institut für Klimafolgenforschung in Potsdam, könnten nur noch die Alpen als schneesicher gelten. Laut Monika Bachinger, Professorin für Tourismus an der Hochschule für Forstwirtschaft in Rottenburg, wären von den etwa 500 Skigebieten in Deutschland dann vermutlich nur fünf bis zehn noch rentabel. „Wintersport wird sich in den

Höhenlagen des Schwarzwalds bald nicht mehr lohnen, die Region braucht mittelfristig eine Ausstiegsoption aus dem Skitourismus.“

Der Bürgermeister hat zumindest die Debatte angestoßen. Seit Monaten diskutiert das 1900-Einwohner-Dorf nun über die eigene Zukunft. Jeder Zweite hat einen Job, der direkt oder indirekt am Ski-gebiet hängt, berechnete die Sporthochschule Köln. Es sind die großen Fragen unserer Zeit, die hier verhandelt werden. Tradition versus Zukunft, mehr Ökologie versus Weiter-so. Viele fragen sich besorgt: Wie wird sich der Ort verändern?

Ein paar Wochen nach dem Treffen am Berg steht Johannes Albrecht am Fenster seines Büros im Rathaus von Feldberg. Er zupft an den Geranien in einem der Töpfe. „Viel zu wenige Blüten“, sagt er. Die Blumen würde er dem Gärtner am liebsten zurückschicken, da hätte er in der freien Wirtschaft keine Skrupel gehabt. Als Bürgermeister halten ihn seine Mitarbeitenden davon ab. Der Gärtner kommt aus dem Nachbarort.

Seit zwei Jahren arbeitet Albrecht im höchstgelegenen Rathaus Deutschlands. Zuvor hatte er bei Peugeot die Fusion mit Citroën mit-organisiert. Dann stieg er aus der Wirtschaft aus, um näher bei seiner Mutter zu wohnen, die in seinem Heimatort im Schwarzwald einen Schlaganfall erlitten hatte. Nur ein paar Kilometer von Feldberg entfernt. Als sie dort einen neuen Bürgermeister suchten, bewarb er sich und gewann als Parteiloser im zweiten Wahlgang mit 67,1 Prozent der Stimmen.

Schon bald stellte Albrecht jahrzehntelang gewachsene Strukturen in Frage. Einen Vorgeschmack gab er, als er für viele überraschend einen Vertrag des Skigebiets mit der Hochschwarzwald Tourismus GmbH kündigte. Mit deren Bonuskarte konnten Feriengäste, die zwei Nächte oder länger im Hochschwarzwald übernachteten, ohne Aufpreis ein Tagesticket für die Feldberglifte lösen. Albrecht hatte sich die Zahlen angeschaut, gesehen, dass zuletzt fast die Hälfte der Skifahrer mit der Bonuskarte fuhren, und beschlossen, dass das ein schlechtes Geschäft sei. Nach Jahren endete die Zusammenarbeit mit einem Knall. Der Geschäftsführer der Tourismus GmbH sprach von einem „schwarzen Tag für den Hochschwarzwald“.

Welche Folgen diese Entscheidung hatte, lässt sich bislang noch nicht sagen, denn dann kam die Corona-Pandemie, und die Lifte standen still. Johannes Albrecht blieb bei seiner Entscheidung und schlug mehrere Angebote der Tourismus GmbH aus, den Vertrag neu zu schreiben und die Karten etwas weniger vergünstigt zu verteilen. „Der führt das Dorf wie einen Konzern“, sagt eine Frau aus dem Ort, die selbst bei einem Konzern arbeitet.

Doch in einem Großunternehmen gelten andere Regeln als in einem Rathaus. Im Konzern entscheiden letztlich die Geschäftsführer, wie ihr Produkt wettbewerbsfähig bleiben soll. Sie betrachten es im Detail, vergleichen es mit der Konkurrenz, sie feilen an neuen Konzepten und schauen, wo sie sparen können. Dann überlegen sie, was sich ändern soll. Erst ganz am Ende teilen sie das der Belegschaft und der Öffentlichkeit mit.

In einer Gemeinde läuft es andersherum: Sie muss frühzeitig über Planungen informieren, und Veränderung gelingt in der Regel nur, wenn die entscheidenden Leute mitziehen.

Im Hochschwarzwald fühlten sich Hunderte Hoteliers und Vermieterinnen von Albrechts Entscheidung überrumpelt. Für sie waren die quasi kostenlosen Liftkarten ein überzeugendes Argument auf dem



## In einem Konzern entscheiden die Chefs allein, was sich ändern soll. Im Dorf wollen alle mitreden.

Markt. Nun sahen sie ihre Übernachtungszahlen in Gefahr. Auch die Bürgermeister der Nachbarorte kritisieren Albrecht. In einem offenen Brief nannten sie sein Verhalten „destruktiv“. Die Lokalzeitung schürte die Endzeitstimmung mit dem Titel: „Gemeinde Feldberg möchte keinen Massentourismus mehr.“

Albrecht hatte mit einem solchen Widerstand nicht gerechnet. Er wolle „Klasse statt Masse“, wiederholte er beständig. Feldberg stelle er sich in 20 Jahren als eine Gemeinde mit naturnahem Tourismus vor, in der Einheimische gerne leben und Gäste gerne urlaube. Wertschätzung ist ein Wort, das er oft benutzt. Bei den Ferienwohnungen will er die Qualitätsunterschiede zwischen den besten und den schlechtesten Angeboten verringern. Konkret sind all diese Vorstellungen nicht.

Walter Wochner, der Widerständler, steigt in sein Auto und biegt von der Talstation ab zu einer Runde um den Berg. Er fährt zu der Alm hinauf, auf der er aufwuchs, über deren Dach er im Winter mit den Skiern bretterte. Zu dem Wandersteig, den er seit Jahrzehnten pflegt und der inzwischen seinen Namen trägt. Er kann kaum einen Satz beenden, ohne den nächsten schon zu beginnen. Zu jedem Teich, zu jeder Kreuzung und zu jedem Haus hat er eine Geschichte zu erzählen.

An einer Weide hinter seinem Haus lässt er das Auto ausrollen. Außer dem Muhen einer Kuhherde ist es ruhig. Manchmal kommt Wochner zum Sonnenuntergang her und schaut ins Tal. Wenn Walter Wochner über Johannes Albrecht spricht, kneift er die Augen zusam-

**Walter Wochner** wirft seinem Bürgermeister vor, den Tourismus zu zerstören und damit den Wohlstand.

# 1891



**Kaputte Straßen**, marode Wasserrohre. Feldberg hat pro Kopf den zweithöchsten Schuldenstand in Baden-Württemberg.

**bestieg im Winter** ein Mann den Feldberg, an den Füßen trug er zwei Holzlatten. Der Mann hieß Robert Pilet, und seine Tour gilt als der erste Skilauf in Mitteleuropa.



**Schneekanonen**, neue Lifte und einen riesigen Wasserteich soll das Skigebiet am Feldberg in den kommenden Jahren bekommen – für 40 Millionen Euro.



Feldberg will den Wintertourismus noch ein paar Jahre voll mitnehmen. Um die Kassen zu füllen, für alles, was danach kommt.

**Die Skipisten und die Restaurants** liegen inmitten eines Naturschutzgebiets. Eine Genehmigung aus den 1960er Jahren macht es möglich. Seither gelten dort Sonderregeln.

men. „Der Albrecht bekämpft den Tourismus“, sagt er. Am Feldberg solle es vorwärtsgehen und nicht rückwärts. Klar müsse man sich der Zeit anpassen, aber Strukturen ändere man eben nicht innerhalb von einem Jahr, sondern in einer ganzen Generation. Und eines sei klar: Sanfter Tourismus funktioniere hier nicht.

Walter Wochner steht für die Generation, die den Feldberg zu dem gemacht hat, was er heute ist. Er sieht sein Lebenswerk in Gefahr. Der Feldberg sei doch noch nie so schön gewesen wie heute.

Der Berg war einst ein Gletscher, überzogen von einer Eiskappe, die sich 25 Kilometer weit ins Tal streckte. Das Eis verschwand mit dem Ende der letzten Kaltzeit vor gut 10 000 Jahren. Fichten fraßen sich bis auf den Gipfel, wo man die Vogesen sieht, das Jura, an guten Tagen die Zugspitze und im November sogar den Mont Blanc.

Vor etwa 100 Jahren bekam der Berg sein kahles Gesicht. Bauern begannen, die Hänge abzuholzen, sie brauchten Platz für ihre Kühe. Auf den Weideflächen kehrte der Alpen-Milchlattich zurück, die Alpen-Mutterwurz und der Alpen-Ampfer. Pflanzen, die jahrtausendlang verschwunden waren.

Skisport entwickelte sich im Schwarzwald seit 1891. Da bestieg im Winter ein Mann den Feldberg, an den Füßen trug er zwei Holzlatten. Norwegische Schneeschuhe nannte er sie im Gästebuch des Feldberger Hofs, damals und heute das größte Hotel am Berg. Der Mann hieß Robert Pilet, und seine Tour gilt als der erste Skilauf in Mitteleuropa.

Heute liegt der Berg inmitten eines Naturschutzgebiets von mehr als 4000 Hektar Größe. Im Zentrum die Piste am Feldberg. In den Sechzigern einigte man sich darauf, dass hier die Regeln des Naturschutzes in Teilen ausgesetzt werden. Fünf Lifte stehen allein auf der Haupt-Abfahrt, fast drei Dutzend mehr im Rest des Skigebiets.

Im Feldberger Ortsteil Falkau wohnen Dagmar und Michael Schäfer in einem Holzhaus. Sie haben es selbst gebaut. Im Eingang hängt ein Che-Guevara-Banner, und Michael Schäfer erzählt stolz, dass er der einzige „taz“-Abonnent Feldbergs sei – das sage zumindest der Briefträger.

Für manche im Ort, darunter Walter Wochner, sind sie die „radikalen Grünen“. Michael Schäfer durchleuchtet ehrenamtlich für den Landesnaturschutzverband jeden Bebauungsplan im Hochschwarzwald auf seine Umweltbilanz. Oft bemängelt er etwas. Dagmar Schäfer hat so ziemlich alle Initiativen in Feldberg gegründet, die sich um Naturschutz bemühen. Auf Festen werden sie oft ignoriert. Die beiden sagen, „Umweltschützer“ sei am Feldberg ein Schimpfwort.

Zwar bekenne sich jeder gern zum Naturschutz, sagt Dagmar Schäfer. Doch tatsächlich werde die Umwelt eben nicht geschützt. Sie klagen über die Macht der Investoren, den Einsatz schwerer Maschinen im Wald und über einfach zu viele Gäste an manchen Orten.

Sie schätzen Johannes Albrecht für seine analytische Art, auch wenn er kein Grünen sei, sondern ein klassischer Liberaler. Nur bei seinen Plänen für das Liftgebiet – da sind sie völlig anderer Meinung.

40 Millionen Euro will Johannes Albrecht – trotz seines Mantras von Klasse statt Masse – in den kommenden Jahren investieren. In neue Lifte, in Schneekanonen und gern auch in einen Teich mit Wasser für die Beschneigung, der zwanzigmal so groß werden soll wie der derzeit vorhandene „Tümpel“. „Die Zeiten des Skitourismus sind doch vorbei“, sagt Michael Schäfer.

Bislang galt der Feldberg als einer der letzten Schneegaranten unter den Mittelgebirgen. Auch für die kommenden Jahre sagen die Progno-



**Dagmar und Michael Schäfer** vor ihrem Haus in Feldberg. Sie setzen sich ein für Naturschutz und gegen Flächenfraß. Im Dorf gelten sie als die „radikalen Grünen“.

sen dort zwar eher mehr als weniger Niederschlag im Winter voraus. Doch die könnten immer öfter als Regen vom Himmel fallen – und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts abnehmen.

Durch Schneekanonen könnte diese Entwicklung verzögert werden, schreiben drei Klimaforscher in einer Fachzeitschrift für Skisport. Doch wegen der häufigeren Wetterextreme – nicht nur Kälteeinbrüche, sondern auch warm-nasse Perioden – seien die Investitionen riskant.

Johannes Albrecht kennt die Prognosen. Er fragt: „Ist es besser, wenn die Leute schon jetzt alle zum Skifahren Hunderte Kilometer in die Alpen fahren?“ Albrecht ist überzeugt, dass es diese eine Investitionsperiode für die Skilifte noch braucht, um genau mit diesen Millioneinnahmen den Übergang zu einem nachhaltigeren Ganzjahrestourismus zu finanzieren. Die Lifte sollen barrierefrei werden, und auch Sommergäste können sie nutzen. Die Argumentation erinnert ein wenig an Automanager, die heute möglichst viele SUV verkaufen wollen, um damit die E-Mobile von morgen zu finanzieren.

Eine solche Haltung ist auch am Feldberg verständlich, denn noch ist völlig unklar, wie man mit Wanderern genauso viel Geld verdient wie mit Skifahrerinnen. Wintergäste lassen im Schnitt dreimal so viel Geld im Schwarzwald wie Sommergäste. Sie leihen sich Schuhe und Stöcke aus, buchen Skikurse und kehren öfter ein. Kein Wunder, dass man das Geschäft noch mal pushen will, solange es möglich ist.

Die Tourismus-Forscherin Monika Bachinger sagt, es seien in kürzester Zeit große Veränderungen notwendig, um attraktive Angebote für Sommergäste zu schaffen. In Baiersbronn im Nordschwarzwald etwa verbindet man Sternegastronomie mit Mountainbike-Touren. In Bad Peterstal-Griesbach hat die Gemeinde über Jahre hinweg ein Genusswandernetz aufgebaut. Im Allgäu gibt es Skigebiete, die inzwischen genauso viele Liftkarten an Winterwanderer verkaufen wie an Skifahrerinnen. Das hätte im Schwarzwald auch Potenzial, sagt Bachinger, vor allem weil es dafür nicht so viel Schnee braucht.

Auf einem Gemälde im großen Saal des Feldberger Feuerwehrhauses sieht man einen Teil des Dorfs von oben. Die Ansicht muss ein paar Jahrzehnte alt sein. Es sind darauf nur ein paar Häuschen zu sehen, die Kirche und viel, viel Grün.

**Fichten über Walm-**  
**dach**, die Bilder kennt  
man aus dem Schwarz-  
wald. Die Fichten werden  
bald flächendeckend  
verschwinden, ihnen ist  
es zu trocken.



„Wer den Tourismus nicht  
will, der sollte auswandern“, sagt  
ein Hotelier. „Im Winter muss  
es knallen“, ruft ein anderer.

Vor dem Gemälde sitzen an einem Abend im Juli 35 Menschen und versuchen, die Zahlen in einer Tabelle zu entziffern, die Johannes Albrecht mit einem Beamer an die Wand strahlt. Der Bürgermeister will seine Bürger mitnehmen auf die Reise. Will ihnen die Angst nehmen vor Veränderungen. Es geht um die Zukunft des Tourismus. Der Gemeinderat hatte zuvor beschlossen, dass sich Bürgerinnen und Bürger mit dem Gemeinderat künftig regelmäßig in einem Ausschuss austauschen sollen.

Es werde einen Wandel geben, sagt Johannes Albrecht zur Einführung. Er spricht wieder von qualitativen Unterkünften und einem breitgefächerten Angebot für die Gäste. Manchmal verfällt er in den Marketingsprech. Sinus-Milieus sagt er dann, Performer und Privacy. Eine eigens engagierte Soziologin, die sich auf Kommunikation spezialisiert hat, erklärt das Konzept. An vier Tischen soll diskutiert werden, was die Probleme sind und was die Zukunft bringen soll.

Sie alle treffen hier aufeinander. Johannes Albrecht, die Hoteliers, Skiverleiher, auch Walter Wochner ist da. Es könnte die große Versöhnung sein. Ein Nachmittag, der den Aufbruch einläutet, bei dem

Ideen zusammenkommen, wie man mit weniger Schnee auskommt und trotzdem den Wohlstand im Ort behält. Doch daraus wird nichts. Nicht an diesem Nachmittag.

„Wer den Tourismus nicht will, der sollte auswandern“, sagt ein Hotelier. „Im Winter muss es knallen“, ruft ein anderer, als läge der Feldberg gleich neben Ischgl. Eine Diskussion schließt sich an, ob das, was am Feldberg passiert, überhaupt Massentourismus ist. Eine Vermieterin sagt: „Die Natur ist unser Kapital. Wir sollten nicht den Ast absägen, auf dem wir sitzen.“ Die meisten finden aber, das Miteinander von Natur und Mensch funktioniert doch ganz gut.

Alle Ideen darf man mit bunten Stiften auf die Papier-Tischdecke schreiben. Am Abend steht dort: „Sommerangebote erweitern“, „Alternativen im Winter für schlechtes Wetter“, „Belebung durch Cafés“. Konkrete Vorschläge, wie man mehr Geld mit den Sommertouristen verdienen könnte, Fehlanzeige. Dafür steht da eine Frage, die eigentlich eine Antwort ist: „Warum wird gefragt, wohin wir wollen, ist das, wo wir waren, denn so schlecht?“

Nachdem die meisten Menschen an diesem Abend schon wieder gegangen sind, steht Johannes Albrecht vor dem Rolltor des Feuerwehrhauses. Er ist unzufrieden mit den Ergebnissen, gesteht er später. Nichts Konkretes, keine Aufbruchstimmung. Dabei sei die Zukunft Feldbergs doch eine „gmahde Wiesn“, etwas, das nicht schiefgehen kann. Eigentlich.

# Making of:



Nachdem Autor Joshua Kocher alle Studien und Klimamodelle für den Feldberg durchgearbeitet hatte, wurde ihm mulmig. Was, wenn er zur letzten Generation gehört, die im Schwarzwald das Skifahren gelernt hat? Er ist in der Nähe aufgewachsen und rast auch heute noch gerne über die Pisten am Feldberg. Fotografin Sophia Aigner wohnt in Wien, und sie wollte in der Recherchewoche unbedingt ein Stück Schwarzwälder Kirschtorte probieren. Sie bleibt in Zukunft lieber bei der Sachertorte. Ihr wurde speiübel. Sie versichert aber, trotzdem eine gute Zeit in den Bergen gehabt zu haben.

[joshuakocher@icloud.com](mailto:joshuakocher@icloud.com) / [info@sophia-aigner.at](mailto:info@sophia-aigner.at)



# Derek \*2008 †2019

TEXT: CHARLOTTE KÖHLER  
FOTOS: MICHAEL HINZ

Zweige wie Arme, auf der Suche nach Licht. Unter dem Gewächshaus im Garten liegt versteckt Dereks Sandkasten. Dort, wo er gespielt hat, wachsen heute Tomaten.

Von der ersten Sekunde an war sein Leben ein Kampf. Dereks leibliche Mutter trank Alkohol in der Schwangerschaft und misshandelte ihn. Mit zwei Jahren kam er in ein Berliner Heim, dann in eine Pflegefamilie. Es folgten monatelange Aufenthalte in der Psychiatrie und Gewalt in der Schule. Dies ist die Geschichte eines Jungen, für den es keinen Platz im System gab. An ihrem Ende wird Derek tot sein.

**Seit Derek weg ist,** hat sie sich verändert, sagt Andrea Spanu. Die Frau, die auf alten Fotos mit Derek lacht, verschwindet heute im Schatten.



Im Haus zwischen den Tannen ist es auch am Mittag dunkel. Die blauen Beine von Andrea Spanu sind übersät mit Mückenstichen, feuchte Luft steht in den Zimmern. Seit Derek weg ist, hasst sie das Haus, sagt sie. Ohne ihn fehlt dem Haus die Liebe und Spanu die Kraft.

Am liebsten hat er Holzfiguren geschnitzt, erzählt sie. Jetzt liegen sie verstreut im verwilderten Garten. Im Gras, auf der Regentonne und neben dem Schuppen, dessen Tür nur noch in einer Angel hängt. Die Fichte, deren Äste einmal Dereks Baumhaus hielten, ließ sie fällen, jetzt ist hier ein Beet. Spanu pflanzt Kürbisse und Mangold, Zucchini und Rotkohl. Dahinter steht ein Gewächshaus, es versteckt den Sandkasten. Wo Derek gespielt hat, wachsen jetzt Tomaten.

Auf dem Küchentisch liegt ein Wandkalender von 2019, der Dezember ist aufgeschlagen, die Ecken sind angekokelt. Spanu wollte ihn verbrennen, zog ihn dann aber doch wieder aus dem Feuer.

Sie geht ins Wohnzimmer und legt drei dicke Ordner auf den Couchtisch. Sie zieht wahllos Protokolle und Gutachten heraus, springt zwischen Orten und Zeiten. Sie redet schnell, so schnell, dass sie immer wieder tief Luft holen muss, weil zwischen den Sätzen keine Zeit dafür bleibt.

Aus dem Keller holt sie eine Tragetasche. Sie knotet die Henkel auseinander und weint, als sich der feuchte Geruch im Zimmer verteilt. Sie hält einen grünen Kapuzenpullover hoch: „Das war sein Lieblingspulli. Er hat sich immer sicher gefühlt, wenn er ihn getragen hat“, sagt sie und drückt den klammen Stoff gegen ihre Brust.

**Erinnerungen im Garten:** Aus Holz baute er Waffen und kletterte mit ihnen auf Bäume. Draußen konnte er sich stundenlang beschäftigen.



Die Geschichte beginnt 2010. Andrea Spanu lebt mit ihrem damaligen Partner in einer Siedlung im Berliner Norden. Sie ist 47, ihr Sohn erwachsen und aus dem Haus. Gemeinsam mit ihrem Partner möchte sie einem Kind ein Zuhause geben. Andrea Spanu ist Frührentnerin, sie will noch mal Mutter sein – dieses Mal mit mehr Zeit. Bei Horizonte, einem gemeinnützigen Berliner Träger, bewerben sich Spanu und ihr Partner um eine Pflegeelternschaft. Ein Jahr vergeht, Mitarbeiter von Horizonte führen Gespräche mit Spanu und ihrem Partner und geben ihnen einen Fragebogen. Bei der Frage, ob Auffälligkeiten in der Familie des Pflegekindes sie stören würden, etwa Alkoholkonsum, kreuzen die beiden „Nein“ an. Sie ahnen nicht, welche Folgen das haben wird.

„Unabhängig von der Familiengeschichte verdient doch jedes Kind ein liebevolles Zuhause“, sagt Spanu heute. „Aber es wurde von Anfang an ein falsches Spiel gespielt.“

An einem warmen Tag im März 2011 klingelt das Telefon. Andrea Spanu und ihr Partner werden zu einem Besuch in das Kinderheim Elisabethstift in Berlin-Hermsdorf eingeladen. Sie sollen einen Jungen kennenlernen, er ist zwei Jahre und acht Monate alt und erst seit kurzer Zeit im Heim: Derek.

Am 1. April 2011 sieht Spanu ihn zum ersten Mal. Als sie in den Raum kommt, wirft sich Derek auf ihren schmalen Schoß, greift nach ihren schwarzen Locken. Er ist klein und blond, zeigt ihr stolz seine Spielsachen, am liebsten mag er den Fußball und das Bobby-

car. Er rennt von Raum zu Raum, stibitzt Fruchtzweige aus dem Kühlschrank und klettert auf Stühle und Tische. Von den Mitarbeitern erfahren sie, dass Derek ins Heim kam, weil seine leibliche Mutter „überfordert“ war.

Zwei Wochen später teilen sie ihre Entscheidung offiziell mit: Derek soll zu ihnen. Im Jugendamt Berlin-Reinickendorf unterschreiben sie den Pflegevertrag zur „auf Dauer angelegten Vollzeitpflege“. Auf Dauer, weil Spanu ein Kind will, das bleibt. Am 5. Mai 2011 zieht er bei ihnen ein. Den ganzen Tag über spielen sie mit den Stofftieren, die sie für ihn gekauft haben. Am Abend sitzt Spanu an seinem Bett, bis er eingeschlafen ist.

Spanu und ihr Partner merken schnell, dass etwas nicht stimmt. Derek ist ständig unruhig, wird leicht aggressiv, er beißt sich und andere, er hat Schlafprobleme, reißt sich die Haare aus und isst sie. Wenn er endlich schläft, weint Spanu. Derek hat keine Angst, spürt keinen Schmerz. „Bevor er losrennt, musstest du schon da sein“, sagt Spanu.

Dereks Lachen ist ansteckend, seine Art einnehmend. Fremde können nicht an ihm vorbeigehen, er strahlt sie an, streckt die Arme nach ihnen aus. Spanu ist stolz auf den kleinen Jungen, den alle „so unfassbar niedlich“ finden. In solchen Momenten kann sie kurz vergessen, wie müde sie ist.

Immer wieder muss Spanu für Besprechungen zum Jugendamt. Nach und nach erfährt sie Dereks wahre Geschichte. In einem Be-



**Der Kinderbauernhof Pinke Panke** in Berlin-Pankow ist ein kleines Paradies mitten in der Hauptstadt. Hier durfte Derek er selbst sein, Fehler machen und aus ihnen lernen.

„Derek ist kein Einzelfall. Es betrifft unzählige Kinder, auch wenn es nicht bei allen so tragisch endet.“

**Annett Rose** ist die Geschäftsführerin des Bauernhofs Pinke Panke. Es ist ein Ort, der Kinder wie Derek auffängt.

richt von Oktober 2010, Derek war zwei Jahre alt, liest sie: „Es gab erneut eine Meldung zum Verdacht der möglichen Gefährdung des Kindeswohls. Die Wohnung soll total vermüllt und stinkend sein. Ungewaschene Wäsche sollte sich stapeln und die vielen in der Wohnung gehaltenen Tiere überall ihren Urin ablassen. Zudem sei die Kindesmutter total überfordert, würde ihr Kind anbrüllen und auch schlagen, wenn es ihr auf die Nerven geht. Die Familienhelferin wird seit längerem nicht mehr in die Wohnung gelassen [...]. Eine aktuelle Einschätzung der möglichen Gefährdung des Kindeswohls ist durch mangelnde Kooperation der Kindesmutter derzeit nicht möglich.“

Sie erfährt, dass die ersten Kinderschutzmeldungen eingereicht wurden, noch ehe Derek auf der Welt war. Dass seine leibliche Mutter während der Schwangerschaft Alkohol und andere Drogen konsumiert haben soll. Spanu ist geschockt, umarmt Derek aber nur noch fester und verspricht ihm, ihn immer zu beschützen. So erinnert sie sich.

Die leibliche Mutter von Derek soll hier Sandra Meininger heißen. Als sie mit Derek schwanger wird, ist sie 19 Jahre alt und lebte seit fünf Jahren vor allem in Heimen. Mit 14 ist sie von zu Hause weggelaufen, weil ihr Vater sie sexuell missbrauchte. Er wird verurteilt, ihre Mutter stirbt. Meininger rennt weg und hört nicht auf zu rennen, kommt von einer Einrichtung in die nächste, bis sie schwanger wird und deshalb in eine eigene Wohnung ziehen soll. Eine Sozialwohnung in Berlin-Reinickendorf.

Als Meininger nach der Geburt in ihre Wohnung zurückkommt, ist sie mit Derek allein. Sie schüttelt ihren Sohn, bis er aufhört zu schreien, tut er es nicht, schlägt sie ihn. So hält es das Jugendamt in seinen Berichten fest. Manchmal beißt sie Derek auch, erzählen ehemalige Freunde. Die Polizei rufen sie nicht, sie wollen nicht, dass das Kind ins Heim muss. Einige von ihnen waren früher selbst dort. Lieber passen sie auf Derek auf, wenn Sandra Meininger für Tage mit einem neuen Mann verschwindet.

Freunde finden Derek schreiend in seinem Kinderbett, wenn Meininger wieder bis 14 Uhr ihren Rausch ausschläft. Er beißt sich in die kurzen Arme, reißt sich die Haare raus und steckt sie sich in den Mund.

Bei einer Routineuntersuchung stellt der Arzt Hämatome auf Dereks kleinem Körper fest. Das Jugendamt wird informiert. Berichte werden geschrieben, Gespräche geführt, Familienhelfer klingeln bei Meininger, sie öffnet nicht. Es vergehen zwei Jahre, bis das Jugendamt beschließt, Derek aus der Familie zu nehmen und in ein Heim zu bringen.

Meininger lässt zu, dass das Jugendamt ihn mitnimmt, denn nur so darf sie das Sorgerecht behalten, weiter über seinen Aufenthaltsort bestimmen und ihn besuchen. Derek ist da bereits zweieinhalb Jahre alt.

In den ersten Jahren verbringen Spanu und Derek unzählige Stunden in Arztpraxen. Wegen seiner Auffälligkeiten muss Derek manchmal für Monate stationär in psychiatrischen Kliniken behandelt werden. Mit jeder Untersuchung erfährt Spanu mehr von dem, was Derek erlebt haben muss und welchen Weg sein kleiner Körper wählte, um es zu verarbeiten. In den Diagnosen, die teils ein Dutzend Seiten umfassen, schreiben Ärzte: „Niedrige Frustrationstoleranz“, „Reaktive Bindungsstörung des Kindesalters“, „Schwierigkeiten im Nähe-Distanz-Verhalten“, „Einnässen am Tag und in der Nacht“, „Motorische Unruhe.“

Die Liste der vorgeschlagenen Fördermaßnahmen ist so lang wie die seiner Diagnosen: Ergotherapie, heilpädagogische Förderung, Traumatherapie, engmaschige Supervisionen, Einzelfallhilfe. Mit den Jahren wird die Liste immer länger, statt der Förderung bekommt Derek Medikamente.

Die Tage mit Derek sind anstrengend, die Bürokratie kommt noch dazu. Andrea Spanu soll alles notieren: wie viele Windeln sie verwendet und wie viele davon trocken bleiben, wann er schläft und wie lang. Im Bericht für den jährlichen Hilfeplan schreibt Spanu 2011 an das Jugendamt: „Bei so einem schwierigen Kind wie Derek wünsche ich mir mehr Schulungen und Seminare.“

Derek reagiert auf Menschenmengen mit Panik, hält es in der S-Bahn nicht aus, der Straßenverkehr ist für ihn lebensgefährlich. Also ziehen Spanu und ihr Partner in ein ruhiges Wohngebiet im Berliner Norden, nach Frohnau, in ein Haus mit Garten. Sein Kinderzimmer streichen sie hellgrün. Vom Hochbett über der Tür schaut er auf eine Fototapete mit leuchtend grünem Gras. Von seinem Zimmer kann er über die Terrasse direkt in den Garten sehen. Das Haus ist umgeben von Tannen, die kaum Licht durchlassen, ein Wald ist fünf Fußminuten entfernt.

Im August 2011 kommt Derek in die Kita. Andrea Spanu hat den Waldkindergarten Wurzelkinder für ihn ausgesucht, weil er in der Natur besser zurechtkommt, hier hält er sich nicht wie in der Stadt die Ohren zu. Nicht lange, da schlägt Derek die anderen Kinder, mit den Fäusten, mit Stöcken. Ein Kinderpsychiater empfiehlt Ergotherapie, aber das Jugendamt reagiert nicht auf den Arztbrief



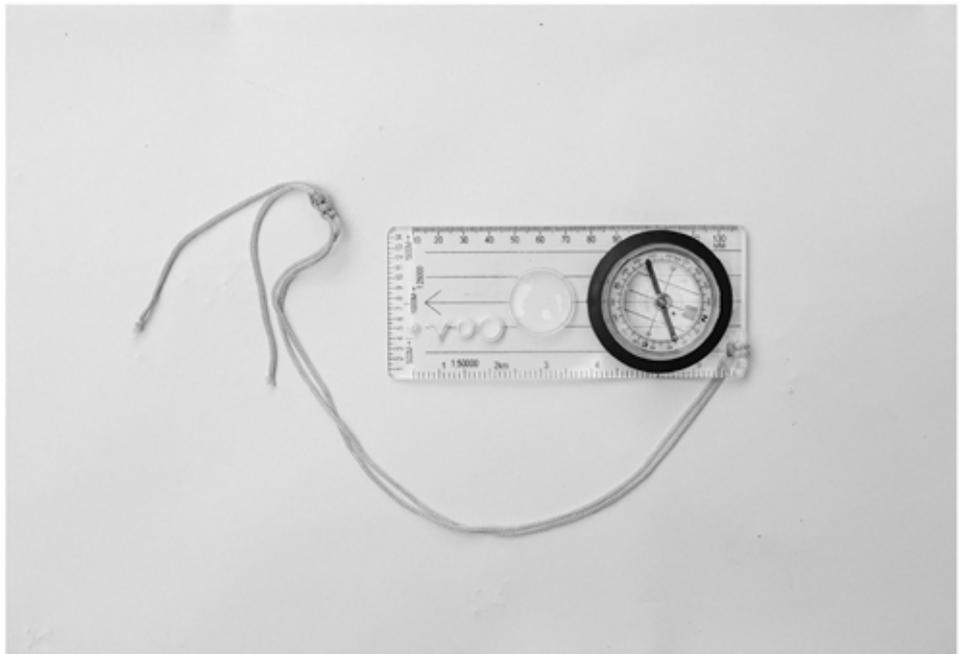
**Seine Abwesenheit ist überall zu spüren.** Sie ist mit weißer Kreide an die Hauswand gemalt, und sie liegt als Spielzeugauto im Laub wie in einem Graben.

oder den Bericht der Erzieherin. Am Ende übernimmt die Kita die Kosten.

Wenn die Erzieherinnen Derek nicht beruhigen können, muss Spanu ihn abholen. Dann fährt sie auf direktem Weg in den Wald. Sie legt ihr Sitzkissen auf einen Baumstumpf und trinkt Tee aus der Thermoskanne, während sie Derek dabei zuschaut, wie er sich langsam beruhigt. Er schreit und schlägt mit Ästen gegen Baumstämme, dann rennt er mit Spanus Hündin um die Wette. Nach einer Weile baut er aus Stöcken ein Tipi und spielt mit kleinen Steinen, die dann Autos sind, Stau.

2012 droht das Jugendamt, Derek aus der Pflegefamilie zu nehmen. Der Grund: seine schwer ausgeprägte Bindungsstörung, die in der Charité diagnostiziert wurde. Ein Kind, das so bindungs-gestört sei wie Derek, argumentiert die Behörde, könne auch in einem Heim untergebracht werden, es würde für ihn keinen Unterschied machen. Und es ist billiger. Für die Pflegemutter wird das Jugendamt zum Feind. Es beginnen Jahre der Angst. „Ein Leben in der Falle“, sagt sie. Eingesperrt mit der Liebe für ein Kind, das nicht ihres ist, einem Kind, das man ihr jederzeit wieder wegnehmen kann.

Manchmal, wenn er nachts wach in seinem Hochbett liegt, schlägt er so lang mit der Faust in die Zimmerdecke, bis eine Delle entsteht. Am Kopfende reihen sie sich dutzendumfacher. Das Geländer von seinem Bett durchziehen helle Kerben. Er drückt seinen Fin-





entschuldigun

2



3



TNT



**1** / Fotos mit seiner Einzelfallhelferin Anna-Maria Gubar. Derek sei ein Energiebündel gewesen, sagt sie. Gemeinsam gingen sie klettern und Schlitten fahren. Weil sie selbst Kinder bekam, konnte Gubar Derek nicht weiterbetreuen. **2** / Schreiben lernte Derek erst mit elf Jahren. Eines der ersten Wörter, das er zu schreiben versuchte, war „Entschuldigung“ – auf einem Post-it. Es hängt noch immer an Andrea Spanus Kühlschrank. **3** / Mit seinen Pflegeeltern besuchte Derek Mittelalterfeste – und trug dabei diesen Gürtel mit Trinkhorn. Die Haribo-Tüten, die er versteckte, sind noch immer in der Tasche aus Leder.



Er spürte sich nicht. Er vergaß zu essen und empfand keinen Schmerz, wenn er mit der Faust gegen die Wand schlug.



gernagel in das Holz, bis es nachgibt. In dem gewebten Teppich unter dem Bett fehlt ein Stück, in einem Wutanfall riss er es heraus.

Im Mai 2014, kurz vor Dereks sechstem Geburtstag, trennen sich Andrea Spanu und ihr Partner. In den letzten drei Jahren haben sie viel gestritten, auch darüber, wie man ein Kind erzieht, das den Unterschied zwischen richtig und falsch nicht versteht. Er zieht aus, Spanu und Derek bleiben in dem Haus wohnen. Jetzt ist sie alleinerziehend.

Derek kommt in die Schule, zu früh, wie Spanu findet. Aber die Entscheidung liegt nicht bei ihr, sondern bei Sandra Meininger, der Mutter, und dem Jugendamt. Mit der Schule beginnt der Diagnose-Marathon von vorn. Drei Monate muss Derek stationär im Helios Klinikum Berlin-Buch verbringen. Die Ärzte diagnostizieren ADHS, Derek bekommt Tabletten.

In vier Jahren besucht Derek drei Schulen. Die Förderschwerpunkte der Schulen passen nicht auf Dereks Defizite, aber woanders gab es keinen Platz für ihn. In einem dicken schwarzen Ordner sammelt Andrea Spanu die Suspendierungen. Er schlägt zu und wird geschlagen. Derek erzählt von sexuellen Übergriffen auf der Toilette. Von Mitschülern wird er gemobbt und im Bus des Fahrdienstes auf dem Weg zur Schule verprügelt und gewürgt. Einmal muss Derek ins Krankenhaus. Spanu erstattet Anzeige. Das Verfahren wird eingestellt, weil der Täter nicht strafmündig ist.

An einem Tag hält Derek nach einer Prügelei in der Schulkantine ein Besteckmesser in der Hand. Eine Betreuerin sagt, er habe aus Angst gehandelt, von ihm sei keine Gefahr ausgegangen. Der Schulleiter unterzeichnet die Suspendierung.

In der Sprechstunde äußert Dereks Psychologe einen Verdacht, der sein Verhalten erklären könnte: das Fetale Alkoholsyndrom, FAS. Eine Schädigung des zentralen Nervensystems, die entsteht, wenn werdende Mütter in der Schwangerschaft Alkohol trinken. Andrea Spanu vereinbart einen Termin bei Hans-Ludwig Spohr, er gilt als einer der führenden FAS-Experten Deutschlands.

Nach der Untersuchung schreibt Spohr einen zwölfseitigen Bericht: Derek, der bald acht wird, hat das Fetale Alkoholsyndrom. Sandra Meininger muss in der Schwangerschaft Alkohol konsumiert haben. Spohr schreibt: „Der Patient ist [...] von einer lebens-



# FAS

**Das Fetale Alkoholsyndrom** ist die schwerste Form der vorgeburtlichen Schäden, die entstehen, wenn Schwangere Alkohol konsumieren. Die Folgen können Verhaltens- und Lernstörungen, aber auch schwere körperliche und geistige Behinderungen sein.

In seinem Zimmer liegt noch die Bettwäsche, in der Derek geschlafen hat. Wenn er nicht schlafen konnte, schlug er mit aller Kraft gegen die Zimmerdecke.



~ 10 000

Rund 10 000 **Neugeborene** kommen in Deutschland jährlich mit Fetalen Alkoholspektrumstörungen (FASD) zur Welt.

langen körperlichen Behinderung betroffen und bedarf zu seinem zukünftigen Lebensweg der besonderen Hilfe auch über das 18. Lebensjahr hinaus.“

Seit Jahren setzt sich Spohr für mehr Aufklärung zum Alkoholsyndrom ein. Pflegeeltern würden von Behörden oft beschimpft und für das Verhalten der Kinder verantwortlich gemacht, dabei liege es nicht an der Erziehung oder den Kindern, es liegt an der Krankheit. Mit dem Fragebogen ganz am Anfang der Pflege hat Andrea Spanu der Aufnahme eines alkoholgeschädigten Kindes zugestimmt, ohne es zu wissen und ohne die Konsequenzen zu ahnen.

Nach der Diagnose hat Andrea Spanu das Gefühl, wieder atmen zu können. Sie kennt jetzt den Grund für Dereks Verhalten, für

seine Ausraster und die Bindungsstörung. Jetzt hat sie das Recht, Hilfen für Derek zu beantragen. Eigentlich. Denn in den Berichten des Jugendamtes kommt die Diagnose nicht vor. Spanu hakt nach. Daraufhin befragt das Jugendamt die Kindesmutter. Sandra Meininger bestreitet, Alkohol konsumiert zu haben. Das Jugendamt stellt die Diagnose von Spohr in Frage. Sie müsse geprüft werden. Lange passiert nichts, die Hilfen bleiben aus.

Derek hat ein „gelindertes“ Schmerzempfinden, seine Risikobereitschaft ist hoch. Er verstaucht sich den Knöchel und spielt weiter Fangen. Er bricht sich den Arm und klettert noch stundenlang in der Boulder-Halle. Spanu ist vertraglich dazu verpflichtet, alle Verletzungen umgehend dem Jugendamt zu melden. Weil Derek nicht sagen kann, ob er verletzt ist, verbringen sie nach jedem Sturz Stunden in der Notaufnahme.

2016 sind die beiden auf Mutter-Kind-Kur in Baden-Württemberg. Spanu will Kraft tanken, ausschlafen, wieder regelmäßig essen. Eines Morgens macht sie Yoga, Derek spielt mit anderen Kindern unter Aufsicht des Kur-Personals. Da fällt er in ein Lagerfeuer. Er erleidet Verbrennungen zweiten Grades an Armen und Beinen. Er schreit nicht, sagt nur immer wieder: „Entschuldigung.“ Mit dem Hubschrauber kommt er ins nächstgelegene Krankenhaus. Andrea Spanu versucht panisch, Sandra Meininger zu erreichen, sie muss die Operation genehmigen.

Kurze Zeit später sitzt sie an seinem Krankenhausbett. Er hat starke Schmerzmittel bekommen, seine Arme und Beine sind in roten Verband gewickelt. Mit ihrem Handy macht sie ein Video: „Mama, Mama“, sagt Derek immer wieder, „mir ist so schwindelig.“ Er hat Schluckauf. „Ich bin hier“, sagt Spanu mit ruhiger Stimme. Er streckt seinen verbundenen Arm nach ihr aus: „Ich hab dich lieb, Mama.“

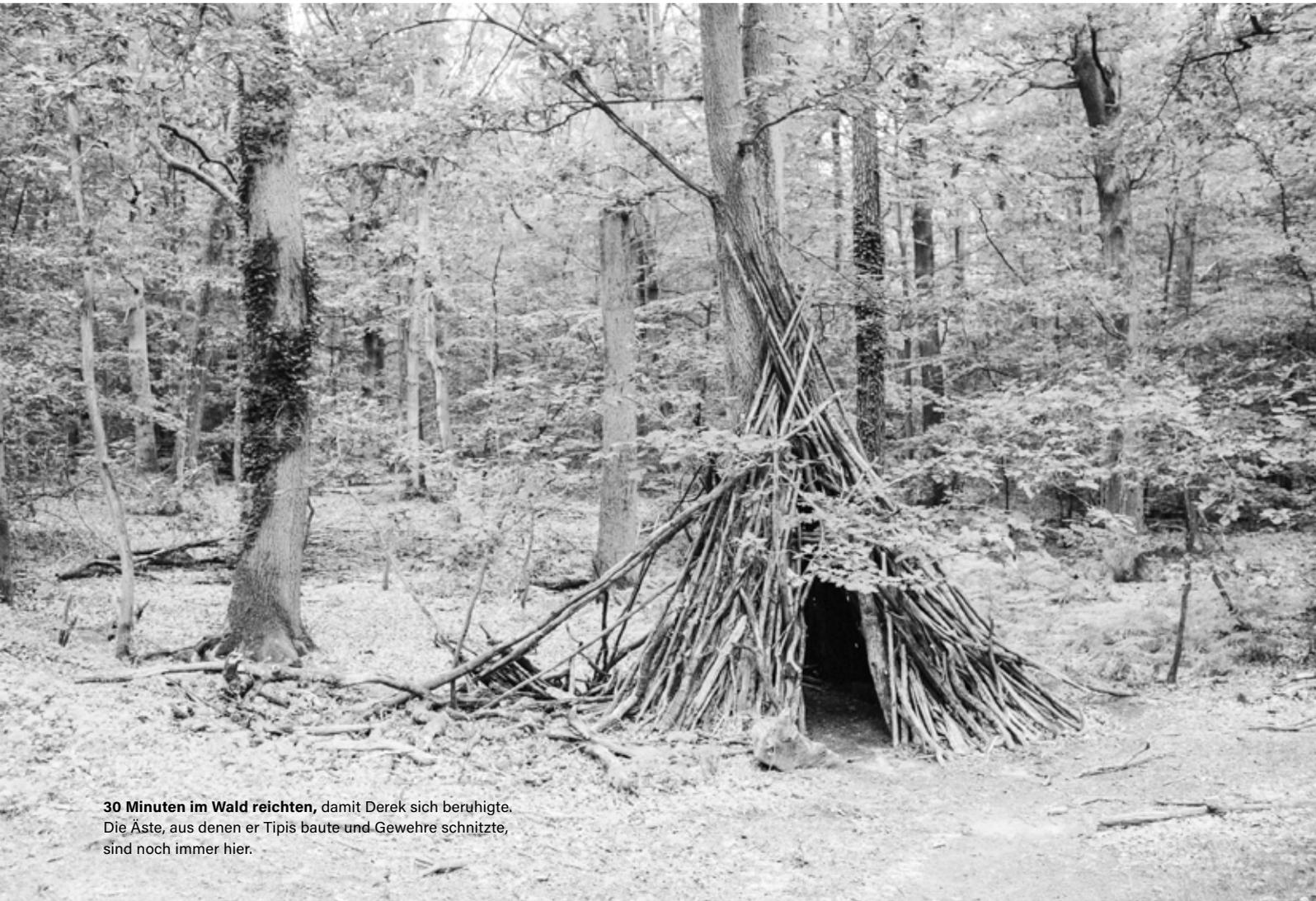
In der plastischen Chirurgie werden Dereks Wunden versorgt, er muss drei Tage im Krankenhaus bleiben. Zu Hause wechselt Spanu seine Verbände, versorgt die Verbrennungen mit Salbe.

Weil Horizonte den Fall abgab, ist nun die Arbeiterwohlfahrt Berlin für Derek zuständig. Als eine AWO-Mitarbeiterin von Dereks Unfall erfährt, reicht sie beim Jugendamt Mitte eine Kinderschutzmeldung gegen Andrea Spanu ein. Sie habe ihre Aufsichtspflicht verletzt. Es ist der zweite Träger und das dritte Jugendamt, das für Derek zuständig ist. Wieder droht man der Pflegemutter, ihr Derek wegzunehmen. Sie darf sich nun keinen Fehltritt erlauben. „Wer ein Pflegekind hat, braucht einen Anwalt“, sagt sie.

Im September 2017 lernt Andrea Spanu über Facebook einen Mann aus Nordrhein-Westfalen kennen. Karsten Korte ist 48, er trägt seine dunklen Haare in einem langen Zopf. Vom ersten Treffen an ist Derek mit dabei. Korte schließt ihn gleich in sein Herz. Nach wenigen Monaten zieht er zu den beiden nach Berlin. Korte wird der erste Mann in Dereks Leben sein, der sich für ihn einsetzt und bei ihm bleiben will.

Die drei fahren das erste Mal gemeinsam in den Urlaub, zelten in Sardinien, mal raus aus Berlin. Es ist der Urlaub, in dem Derek trocken wird.

Karsten Korte wird Dereks Pflegevater, das hat Derek sich gewünscht. In seinem Zimmer malt er mit blauem Filzstift ein Bild. In ein Herz schreibt er: „Andrea, Karsten, Derek“. Die Buchstaben schichten sich übereinander, einige von ihnen sind spiegelverkehrt. Derek kann nicht richtig schreiben. Darunter malt er Spanus Hündin Makita, die in der Zeichnung wie ein Pferd aussieht, daneben zwei Geschenke. Gemeinsam beantragen sie das Sorgerecht für



**30 Minuten im Wald reichten**, damit Derek sich beruhigte. Die Äste, aus denen er Tipis baute und Gewehre schnitzte, sind noch immer hier.



**Karsten Korte** ließ sein Leben in NRW zurück, um für Derek ein Vater sein zu können. Sein Tod habe ihm den Halt genommen.

Derek. Sie möchten ihn adoptieren. Um mehr Zeit mit ihm als mit den Berichten über ihn verbringen zu können. Und um eine richtige Familie zu werden.

Auf jedem Foto, das es von Korte und Derek gibt, sieht der blonde Junge zu seinem Pflegevater auf. Er schaut, als würde er sich jede Bewegung Kortes genau einprägen, um sie später zu imitieren.

Korte nimmt Derek mit zum Kartfahren. Sie rasen über die asphaltierte Fahrbahn. Beim ersten Lauf ist Derek drei Sekunden schneller als sein Pflegevater, darauf sind beide sehr stolz. Derek wird in das Team von Kartland Berlin aufgenommen, hier gibt es keine Probezeiten und auch keine Verweise. Wer einen Fehler macht oder sich unfair verhält, muss Liegestütze machen. Ein System, das Derek versteht.

In der Schule geht die Gewalt weiter. Mitschüler hänseln ihn, einer greift Derek mit der Schere an, auf Beleidigungen folgen Schläge. Hier hat er niemanden, der ihn beruhigt, wenn er es selbst nicht kann.

Wegen den Prügeleien in der Schule muss Derek erneut zu einem Psychiater. Der schreibt in seinem Bericht an das Jugendamt: „Sollte es nicht gelingen, die Leistungsbereitschaft von Derek nachhaltig zu steigern, bevor er in die Pubertät kommt, wird er langfristig vom Sozialpädagogischen Dienst betreut werden müssen oder aufgrund seiner aggressiven Verhaltensweisen in Haft kommen.“



**Kurz nach Dereks Tod** starb auch Spanus Hündin Makita. Jetzt spendet Askar Trost. Wenn Spanu weint, drückt er seine Schnauze fest an sie und brummt wie eine Kuh.

„Wenn du dich jetzt nichtfügst, kommst du ins osteuropäische Ausland.“

In einer Helferkonferenz im Juni 2019 sitzen sechs Menschen an einem Tisch im Jugendamt Berlin-Mitte. Einer von ihnen ist Derek. Hier soll entschieden werden, wie es mit ihm weitergeht.

„Wenn du dich jetzt nichtfügst, kommst du ins osteuropäische Ausland.“

Das habe die Mitarbeiterin vom Jugendamt gesagt, die Derek gegenüber saß, erzählt Karsten Korte. Derek, der sich während des Gesprächs in Kortess Arm versteckt hat, rennt aus dem Zimmer. Korte wird wütend. Niemand würde ihm seinen Sohn wegnehmen, Derek gehöre zu seiner Familie, nicht ins Ausland. Dann geht er Derek suchen und findet ihn in einem Büro, ein paar Zimmer den Flur runter. Hier hat er sich unter einem Schreibtisch versteckt.

Derek soll nach der Konferenz eine letzte Chance bekommen: drei Monate Probezeit in einer lerntherapeutischen Einrichtung. Den Platz hat Spanu mit unzähligen Briefen, Anrufen und E-Mails erkämpft. Fliegt er dort raus, darf er nicht länger in der Pflegefamilie bleiben, muss stationär untergebracht werden. So steht es im Protokoll der Konferenz.

Heute möchte sich von den Beteiligten zu der Drohung niemand äußern. Am Telefon verweist die eine Person auf die nächste, verweigert jede Auskunft: „Wegen des Datenschutzes darf ich dazu nichts sagen, aber das wissen Sie sicher.“ – „Es lief alles normal.“ – „Die hoheitliche Verantwortung hat das Jugendamt.“

Nach der Helferkonferenz wird Derek still. Er klettert weniger, malt dafür jetzt Mandalas. Seine Pflegemutter beschreibt ihn als apathisch. Die Betreuer erklären die Veränderung mit seinem Alter. Derek werde erwachsener, es sei alles normal. Im Wald schaufelt er sich eine Grube, schnitzt Stöcke zu Speeren, steckt sie in das Loch und verteilt Blätter darüber. „Damit die da reinfallen, wenn sie mich holen kommen“, sagt er zu seinen Pflegeeltern.

Am 3. Dezember 2019 wird der Antrag auf das Sorgerecht vom Amtsgericht Pankow/Weißensee abgelehnt. Der Antrag könne nur gewährt werden, „wenn keine mildereren Mittel zur Verfügung stehen“. Eine Rückführung zu seiner leiblichen Mutter soll weiter möglich sein.

Am 10. Dezember fährt Derek sein letztes Rennen. Merkwürdig nur: Seine Pflegeeltern müssen ihn überreden, mit zur Kartbahn zu kommen – das mussten sie noch nie. Derek fährt seine Bestzeit, bekommt einen Pokal, aber es ist ihm egal. Er will nach Hause, sagt, er sei müde.

Es ist der 11. Dezember 2019, draußen ist es schon dunkel. Andrea Spanu stampft Kartoffeln zu Brei, Würstchen brutzeln in der Pfanne. Sechs Stück, für jeden zwei. Sie kocht Dereks Lieblingsessen, es geht ihm nicht gut. Er war heute nicht in der Schule, nach dem Kartrennen haben sie ihn ausschlafen lassen. Später wollen sie sich gemeinsam einen Film ansehen. Das haben sie Derek versprochen, weil sie den Nachmittag damit verbracht haben, ein Schreiben an das Jugendamt aufzusetzen.

Karsten Korte kommt vom Spaziergang mit den Hunden nach Hause. „Wo ist Derek?“, fragt er, und sie antwortet: „Es ist so leise, er ist bestimmt eingeschlafen.“ Sie geht zu seiner Zimmertür, die sonst immer offen steht, wundert sich noch, aber denkt nicht weiter darüber nach, als sie die braune Holztür öffnet und ihn hängen sieht.

„Derek, hör auf mit dem Scheiß“, hört sie sich sagen. Karsten Korte begreift schneller als sie, was passiert ist, schubst sie aus dem kleinen grünen Zimmer heraus, sagt, sie soll den Notarzt rufen. Dann knallt er die Tür zu. Er öffnet die Gürtelschnalle und beginnt mit der Reanimation. Später wird die Polizei seinen Suizid durch Erhängen bestätigen. Derek wurde elf Jahre alt.

Making of:

IV

Derek \*2008 †2019

Charlotte Köhler & Michael Hinz

enscho, Digon



Das erste Gespräch, das Autorin Charlotte Köhler und Fotograf Michael Hinz mit Andrea Spanu führten, dauerte sechs Stunden. Sie beschlossen, Dereks Geschichte zu erzählen und die Missstände sichtbar zu machen, unter denen er leiden musste. Für die Recherche studierte Charlotte Köhler Hunderte Dokumente von Jugendämtern, Schulen und Psychiatrien und sprach mit möglichst allen, die Derek kannten. Im Sommer 2021 führten Autorin und Fotograf mehr als 300 Kilometer durch die Hauptstadt, besuchten jeden Ort, der für Dereks Leben eine Bedeutung hatte. Dabei stießen sie auf die Geschichten vieler Kinder, die ein ähnliches Schicksal wie Derek teilen, für die es keinen Platz im System gibt. Sie erlebten Menschen in tiefer Trauer und Behörden hinter hohen Mauern. „Ist wie Fort Knox hier“, sagte ihnen eine Mitarbeiterin des Jugendamts Berlin-Mitte, bevor sie zurück ins Gebäude ging und den Schlüssel dreimal drehte.

[charlotte.koehler.rs@gmail.com](mailto:charlotte.koehler.rs@gmail.com) / [info.michaelhinz@gmail.com](mailto:info.michaelhinz@gmail.com)

**Ludwig Hammel** ist 23, als er die Diagnose Bechterew bekommt. Er ist Geschäftsführer der Deutschen Vereinigung Morbus Bechterew und geht bald in Rente.

# Gerade noch rechtzeitig

TEXT: PAUL GÄBLER  
FOTOS: MICHAEL TRAMMER

Nur alte Menschen haben Rheuma, sagen alle. Stimmt nicht. Seit drei Jahren weiß ich, dass meine Rückenschmerzen Morbus Bechterew heißen. Ob sich die Krankheit verschlimmert, habe ich noch in der Hand. Protokoll eines versuchten Lebenswandels.



Ludwig Hammels Rücken. Ärzte brachen die Wirbelsäule und richteten sie auf. Vor der Operation konnte er niemandem in die Augen schauen. Heute geht er wieder gerade.

# S

Seit drei Jahren verfolgt er mich. Sein Rücken ist versteinert, die Wirbelsäule nur noch ein unbeweglicher Knochen, der Kopf Richtung Brustkorb erstarrt. Ich nenne ihn meinen Endgegner. Jeden Morgen, wenn ich mit Schmerzen im Bett aufwache, muss ich an ihn denken. Eines Tages rufe ich ihn an.

Er ist 63 Jahre alt, heißt Ludwig Hammel und hat einen markanten langen Schnauzbart. „Und?“, frage ich ihn.

„Können Sie wieder geradeaus sehen?“

„Na, wie soll das auch anders gehen? Da ist ja Metall in meinem Körper“, sagt er in herzlichem Bairisch.

Ludwig Hammel und ich haben etwas gemeinsam. Wir haben Morbus Bechterew, eine entzündliche Wirbelsäulenerkrankung. Sein Rückgrat war irgendwann so verformt, dass er seinem Gegenüber nicht mehr in die Augen blicken konnte. Heute ist Hammel Geschäftsführer der Deutschen Vereinigung Morbus Bechterew (DVMB) und geht bald in Rente. Er ist zu einhundert Prozent schwerbehindert. Da sein Krankheitsverlauf so dramatisch war, entschied sich Hammel vor zwölf Jahren für eine Operation. Seine Wirbelsäule wurde gebrochen, zwei Keile in den Knochen gefräst, der Patient aufgerichtet und mit Stangen fixiert. Ein riskanter Eingriff. Wird das Rückenmark verletzt, wäre Hammel querschnittgelähmt. Er erzählt mir, wie er aus der Nar-kose geholt und gebeten wurde, mit den Füßen zu wackeln.

„Warum rufen Sie an?“, fragt Hammel. „Ich wollte mit jemandem reden, der weiß, wovon er spricht“, antworte ich. Erst vor wenigen Tagen hatte mich ein Schub heimgesucht. Vermutlich war es nach 1 ½ Jahren Corona, wenig Bewegung, schlechter Ernährung, sehr viel Stress und Unsicherheit auch einfach wieder an der Zeit. Denn eigentlich hatten die Schmerzen und ich einen Deal ausgemacht. Den unteren Rücken können sie in den Morgenstunden haben, meinerwegen. Aber nicht meine linke Schulter, an der logischerweise noch ein ganzer Arm und eine ganze Hand hängen, die ich unter anderem zum Schreiben, Umarmen, Musikhören und viele andere Dinge benötige. Die würde ich gerne behalten, auch als Rechtshänder.

Drei Jahre ist es her, als ich die Diagnose bekam und mir das Bild von Ludwig Hammel ergoogelte. Eigentlich ging es nur ins Kranken-

## 1

**Ich rauche.  
Ich trinke.  
Ich hasse Sport.  
Und jetzt soll ich  
turnen, Tee trin-  
ken. Na klasse.**





Morbus Bechterew ist eine entzündliche Erkrankung der Wirbelsäule. Knochensplitter lösen sich und bilden Verknöcherungen an den Gelenkrändern.

haus, weil sich mein Auge entzündet hatte. Ein paar Tage später wusste ich, dass dies ein Nebensymptom von Bechterew war. Der behandelnde Augenarzt hatte gefragt, ob ich häufiger Rückenschmerzen hätte, typischerweise nach dem Aufwachen. Den entscheidenden Hinweis lieferte ein positiver Gentest: HLA-B27, eine Gen-Variante, die etwa 90 Prozent aller Morbus-Bechterew-Betroffenen ebenfalls haben. Seit meiner Kindheit war der Rücken immer eine Problemzone gewesen. Nun wusste ich endlich warum.

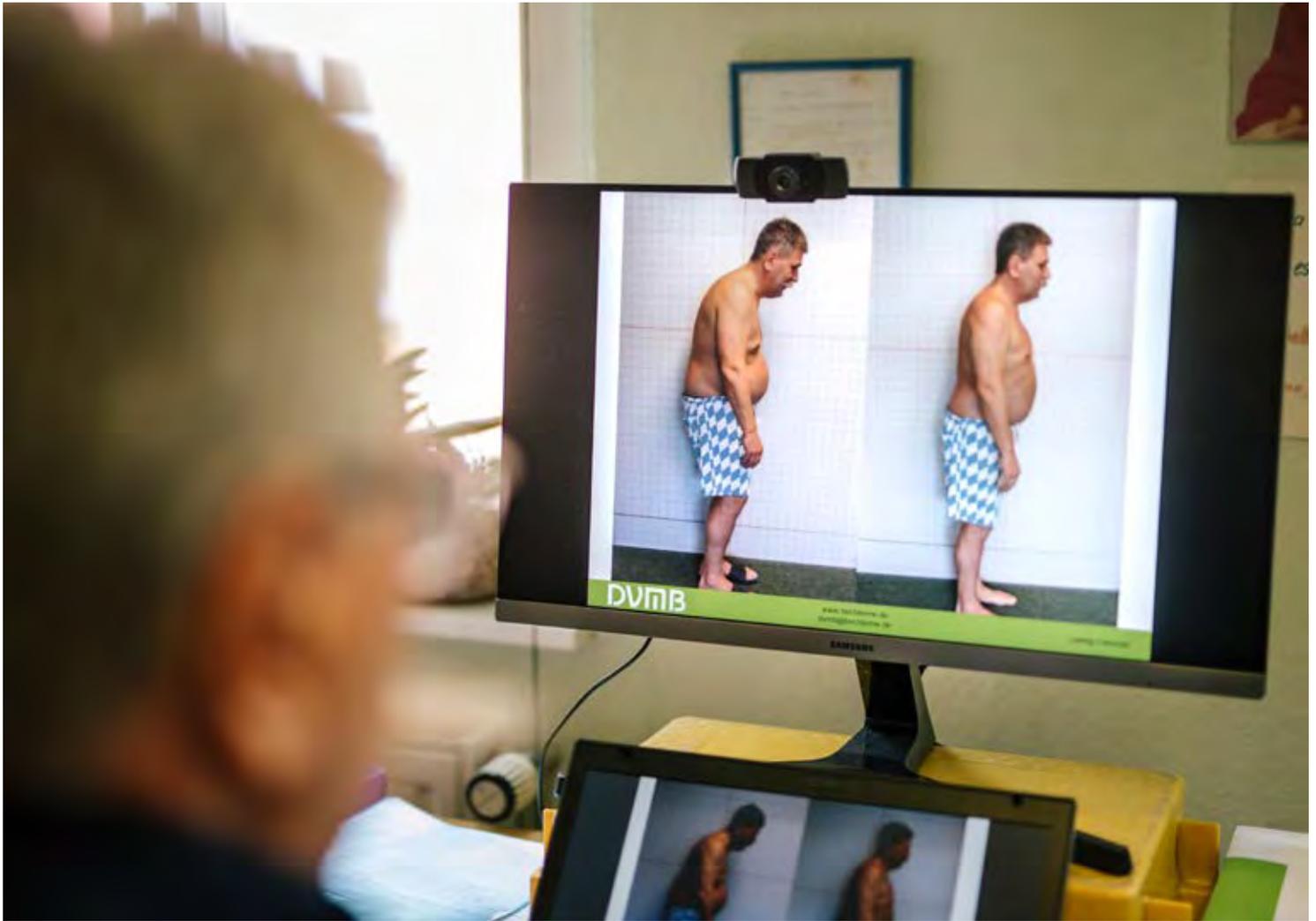
„Bleiben Sie sportlich und beweglich!“ Hammels Ratschläge sind eindeutig. „Der Dümme ist der, der nichts gegen seinen Bechterew tut, obwohl er es besser weiß. Wir Schmerzpatienten neigen leider dazu, uns nur dann zu kümmern, wenn es uns schlechtgeht – um dann sehr nachlässig zu werden, soweit es wieder besser wird.“ Als ihm die Diagnose Anfang der 80er Jahre gestellt wurde, wusste man nicht viel über die Krankheit. Erst in den letzten 20 Jahren entwickelte man die genauere Diagnostik und optimierte den Einsatz von Schmerzmitteln. 16 Zentimeter sei er insgesamt geschrumpft, sagt Hammel, bis sie ihm das Rückgrat brachen.

„Machen Sie sich keine Sorgen“, beruhigt er mich. Er habe schon mit vielen Leuten in meinem Alter geredet, denen es sehr gut ginge mit der Erkrankung. Sein dringendster Rat:

„Machen Sie Ihre Gymnastik – täglich! 15 Minuten reichen schon aus.“

Ich nehme mir vier Wochen frei und **ziehe mich in Berlin in meinem Zimmer zurück (1)**. 28 Tage will ich mich auf meinen Körper

„Machen Sie Ihre  
Gymnastik – täglich!  
Schon 15 Minuten  
reichen aus.“



Ludwig Hammel vor und nach der radikalen OP.  
Von total krumm zu halbwegs gerade.

„Fangen Sie lieber wieder an zu saufen. Das betäubt die Schmerzen und macht Sie lockerer.“

fokussieren, versuchen herauszubekommen, was ihm und dem Rücken guttut. Ich lese viel über die Krankheit und mögliche Therapieformen, gehe regelmäßig schwimmen, besuche einen Rheumatologen, eine Physiotherapeutin, kontaktiere Selbsthilfegruppen und Wissenschaftler. Vor allem aber versuche ich eines: ungeliebte Angewohnheiten zu brechen. 21-mal soll man etwas wiederholen, bis es zur Gewohnheit wird, sagt man. 28 Tage habe ich Zeit – das sollte ja wohl reichen.

Morbus – lateinisch für Krankheit (den Wortstamm findet man beispielsweise auch im Wort „morbide“) – und Wladimir Bechterew – der russische Arzt, der sie 1924 erstmals umfassend beschrieb – ist eine chronische Entzündung der Wirbelsäule, eine von über 2005 bekannten rheumatischen Erkrankungen. Die DVMB geht von ca. 150 000 diagnostizierten Fällen in Deutschland aus. Hinzu kommen etwa das Doppelte an milden Verläufen sowie Menschen, bei denen die Symptome nicht als Bechterew erkannt werden. Auch weil diese so allgemein sind, kann es bis zu zehn Jahre dauern, bevor die Diagnose gestellt wird.

Morbus Bechterew ist eine Autoimmunerkrankung, das bedeutet, meine Körperzellen greifen den eigenen Organismus an. Von der Wirbelsäule lösen sich Knochenanhängsel und bilden Verknöcherungen an den Gelenkrändern. Die Folge sind anhaltende Rückenschmerzen, nicht selten streut die Krankheit auf andere Bereiche wie Hüfte oder Schulter. Eine Heilung gibt es nicht. Abhilfe schaffen Schmerzmittel, Physiotherapie und idealerweise ein guter Lebens-

wandel. Für die Ernährung bedeutet das: kein Zucker, kein Fleisch, dazu viel Sport, Bewegung und möglichst wenig Stress. Nur so besteht die Chance, die Verknöcherung aufzuhalten.

Im Arztzimmer meines Rheumatologen hängen Bilder von Hunden, genauer: „Dackel!“, wie er mir erklärt. „Sind meine eigenen.“ Auch sonst bestätigt er meine Erfahrungen, die ich in den letzten Jahren mit Rheumatologen gesammelt habe: schräge Typen mit schrägem Humor, dazu ausnahmslos überaltert. Um einen Termin zu bekommen, muss man großes Glück haben: Gerade einmal 45 Ärztinnen und Ärzte machen jedes Jahr ihre Facharztprüfung. Meine 1,5 Millionen Leidensgenossen mit rheumatischen Erkrankungen teilen sich etwa 750 Fachmedizinerinnen und Mediziner – deutschlandweit.

„Was können Sie mir zur Ernährung raten?“, frage ich ihn. „Na ja, das ist eigentlich relativ egal“, sagt er, ohne von seinem Computer aufzuschauen. Er gehört eben noch zum alten Schlag.

„Ich trinke nahezu keinen Alkohol mehr.“

„Das mit dem Rauchen müssen Sie lassen.“ Für einen kurzen Moment schaut er mir in die Augen. „40 Prozent höhere Wahrscheinlichkeit, eine Arthritis zu bekommen. An der Studie hab ich selber mitgewirkt.“ Sein Blick wandert wieder rüber zum PC. „Fangen Sie lieber wieder an zu saufen.“

„Bitte?“

„Ich mein's ernst. Sie werden lockerer, und es betäubt die Schmerzen.“ Dann lächelt er schief und verschreibt mir Diclofenac. „Damit kommen Sie schmerzfrei durch die Nacht. Und wie gesagt: Saufen Sie ruhig wieder“, lautet sein fachmännischer Rat. „Das hat noch niemandem geschadet.“ Wir sprechen in diesen vier Wochen zweimal für jeweils zehn Minuten miteinander. Vielleicht, denke ich, als ich die Praxis verlasse, sind Rheumatologen auch deshalb so schräg, weil sie ihren Patienten nur kurzzeitig etwas Gutes tun können. Sie können helfen, aber nicht heilen. Was für ein Typ muss man sein, um sich für medizinisch hoffnungslose Fälle wie den meinen begeistern zu können. Immerhin kann ich nun bei jedem Umtrunk stolz verkünden: „Ist was Medizinisches.“

Das Geräusch eines Presslufthammers reißt mich aus dem Schlaf. Vor meinem Fenster hat sich **eine riesige Baustelle (2)** aufgetan, die Straße wird aufgerissen, Rohre und Leitungen werden neu verlegt. Ich steige aus dem Bett und begehe den neuen Tag mit Obst und Gymnastik. Jeden Morgen strecke ich mich in ungewohnten Posen auf dem Fußboden umher und lege mich danach für 20 Minuten auf eine Akupressurmatte.

Ab der zweiten Woche meines Selbstversuches höre ich, nicht zum ersten Mal, mit dem Rauchen auf. Damit es diesmal klappt, hole ich mir Hilfe bei Allen Carr, dessen Bestseller „Endlich Nichtraucher“ Millionen von Rauchern geheilt haben soll. Bei der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung bestelle ich mir das „rauchfrei“-Startpaket, bestehend aus ein paar Info-Broschüren, einem Kalender zum Abzählen der überstandenen Tage, einem Stressball für schwache Momente und einer Packung Pfefferminzbonbons. Das Päckchen kommt zwar nie bei mir an, doch die Entwöhnung gelingt trotzdem.

Dafür bin ich nun von meinem Schmerzmitteln abhängig. Als ich sie eines Abends vergesse, dauert die Nacht wieder nur sechs Stunden, bis ich früh am Morgen aufwache und mich vor Schmerz im Bett krümme. Es hat drei Jahre gebraucht, bis mir bewusst wurde, was „chronisch krank“ eigentlich bedeutet: Der kaputte Rücken wird mich bis an mein Lebensende begleiten.



Mein Freund Jörg. Auch er hat Morbus Bechterew. Er rät mir, mir einen ruhigeren Job zu suchen. „Wir sind nicht so belastbar wie andere.“



Ganz Berlin ist mal wieder Baustelle in diesem Sommer. Genau wie ich.

# 2

„Ewig nicht mehr hier gewesen“, sagt Jörg. Wir stehen vor den verschlossenen Türen der Aula des Beethoven-Gymnasiums in Berlin-Lankwitz. Kennengelernt haben wir uns in einer Morbus-Bechterew-Selbsthilfegruppe. Wir teilen denselben zynischen Humor, wie die meisten chronischen Schmerzpatienten, und haben früher geschau-spielert. Einmal sagt Jörg zu mir, ich erinnere ihn an sich selbst.

Hinter dieser Tür habe es angefangen, sagt Jörg. „Wir haben ‚Rent‘ gespielt, ein tolles Musical. Wir hatten den Schulschlüssel, haben die Nächte durchgeprobt, es war einfach nur geil.“ Sein Hund Suko zerrt an der Leine und fängt an zu bellen.

Jörg studierte an der renommierten Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch. Während eines Engagements am Hamburger Thalia Theater bekam er die Diagnose. Er wechselte den Beruf, gründete eine Coaching-Firma für Design und Marketing. Vor zwei Jahren, mit Ende dreißig, verkaufte er seine Anteile. „Stell dich schon mal drauf ein, dass du nicht so viel wirst arbeiten können“, sagt er und rät mir, auf etwas Sicheres umzusatteln. „Ich kann dir Traden beibringen, wenn du möchtest.“

Wir sind weitergezogen, das Sommerloch hängt wie eine Dunstglocke über dem verschlafenen Stadtteil Lankwitz. Während wir uns auf einer Bank niederlassen – natürlich mit Lehne –, sagt Jörg, dass er keine Lust mehr auf seine Krankheit habe.

Der Rücken schmerzt, das rechte Knie ebenfalls. Mehrere Spezialisten ihres Faches gaben ihr Bestes, konnten die Schmerzen im Knie aber nicht lokalisieren. „Es ist das, was mich am allermeisten abfuckt: dass du nie genau weißt, was eigentlich los ist. Dass du immer nur schrittweise vorankommst und andere Sachen ausschließt. Die Krank-

heit verläuft derartig unterschiedlich, dass ich manchmal zweifle, ob ich überhaupt Morbus Bechterew hab.“

Durch Suko komme er wenigstens jeden Tag raus, sagt er.

„Aber eigentlich bräuchte ich so einen richtig chilligen Hund“, sagt Jörg, während Suko in Lauerstellung geht.

„Schau ihn dir an: Da ist irgend so ein Wachhund mit drin.“ Jörg sagt, aktuell lebe er nur noch lustlos in den Tag hinein. Er habe angefangen zu traden, bald will er davon leben. „Ich bin ein bisschen neidisch, dass ich kein Haus habe“, sagt er. „Ich will ein Haus haben, im Grünen, in dem ich mich nur noch um mich und meine Krankheit kümmern kann.“

Die dritte Woche meines Selbstversuches ist angebrochen. In einem Online-Ratgeber lese ich über eine mögliche neue Therapieform. Neben der **Behandlung mit Schmerzmitteln (3)** folgt die Behandlung mit sogenannten Biologica, die per Spritze verabreicht werden und den entzündlichen Prozess an der Wirbelsäule blockieren. Allerdings gehen diese meist mit starken Nebenwirkungen einher. Nun aber scheint sich eine medizinische Revolution abzuzeichnen: Die mRNA-Impfstoffe, wie sie unter anderem vom Mainzer Unternehmen Biontech entwickelt werden, könnten eine völlig neue Therapie bei Autoimmunerkrankungen ermöglichen. Um das Thema besser zu verstehen, rufe ich Dr. Thomas Kerkau, Professor für Virologie und Immunbiologie an der Universität Würzburg, an.

„Ihre Immunzellen haben sich gegen körpereigenes Gewebe gewandt“, erklärt er. „Die Idee ist, dass man ebendiese autoreaktiven T- und B-Zellen durch eine Injektion mit speziellen mRNA-Impfstoffen unterdrückt. Dadurch wird das Immunsystem sozusagen umgepolt, ohne es zu schwächen.“ Die gute Nachricht gelte nicht nur Rheumatikern wie mir, sondern auch Patienten mit Multipler Sklerose, AIDS und Krebs. Möglicherweise stehe die Medizin vor einem gewaltigen Durchbruch. Wie lange es noch dauern mag, bis diese Therapie realisiert werden kann? „Da werden sicherlich noch einige Jahre vergehen. Aber immerhin: Die Produktion von mRNA-Impfstoffen funktioniert enorm schnell.“

„Sehr gut machen Sie das!“ **Im Behandlungszimmer der Physiotherapeutin (4)** riecht es nach ätherischen Ölen und Bohnerwachs. Ich habe meinen Körper mit dem Bauch voraus auf einer Massageliege abgelegt. Ich zittere, während ich mich auf die Ellbogen abstütze, die Zehenspitzen strecke und versuche, meinen Rücken gerade zu halten. Gelobt werde ich trotzdem. „Sehen Sie doch mal, wie gut das jetzt funktioniert. In nicht mal drei Wochen!“ Sie ist wie ein Sechser im Lotto: Sie hat ebenfalls Morbus Bechterew. Sie gibt mir Tipps und Hilfestellungen für mein tägliches Workout. 21 Tage sind seit dem Start meines Selbstversuches vergangen, und zum ersten Mal habe ich das Gefühl, in guten Händen zu sein.

Nach getaner Arbeit, wenn meine Gelenke gedehnt sind, die Rückenmuskulatur gestärkt ist und die Atmung wieder normal geht, massiert sie meinen geschundenen Rücken. Dabei unterhalten wir uns über Politik – und über unser „gemeinsames, nerviges Hobby“, wie sie es nennt. Sie rät mir, nicht zu streng zu mir zu sein. „Fangen Sie langsam an. Wenn Sie mit dem Rauchen aufgehört haben, ist das super. Hauptsache, Sie machen jeden Tag Ihre Gymnastik.“ Über einen Satz denke ich besonders lange nach: „Man muss seine Krankheit auch ein bisschen liebhaben.“

Die vier Wochen sind um, die Schmerzen unterdrückt, der Schub mit Cortison unter Kontrolle gebracht. Trotz oder auch wegen der **Ernährungsumstellung (5)** habe ich zugenommen, die Gymnastik

**Diclofenac, Ibuprofen und dazu ein Schluck Wasser. Dank der Schmerzmittel kann ich endlich wieder durchschlafen.**



**3**



Manchmal, sagt Jörg, sei er sich nicht mal sicher, ob er überhaupt Bechterew habe. Die Turnübungen helfen dabei, die Beweglichkeit der Wirbelsäule zu erhalten.

Manchmal muss man seine Krankheit auch ein bisschen liebhaben.

## 4



Ich gehe schwimmen, mache meine Übungen und versuche mich darauf zu fokussieren, was mir guttut. Sei es nur, in der Sonne zu sitzen.





Jörg und sein Hund Zuko auf dem Tempelhofer Feld.  
„Eigentlich bräuchte ich so einen richtig gechillten Hund.“

## 5



**Jahrelang behauptete ich, kein Frühstück zu benötigen. Jetzt begehe ich jeden Morgen mit Gymnastik und Obst.**

macht sich in geweiteten Oberarmen bemerkbar. Das Rauchen habe ich mir erfolgreich verleidet. Jetzt heißt es, Zähne zusammenbeißen und durchhalten.

Geblichen ist die tägliche Angst vor dem Aufwachen. Davor, dass die Schmerzen wieder da sind, trotz Schmerzmitteln. Dass mein begonnener Lebenswandel nicht ausreicht, um die Krankheit unter Kontrolle zu bekommen. Wie viel Zeit bleibt mir noch, bis ich mich mit meinem Bechterew in ein Haus im Grünen zurückziehe? Wird man mir auch das Rückgrat brechen müssen? Das Einzige, was ich tun kann, ist, mich gesund und ausgewogen zu ernähren und regelmäßig Sport zu machen. Das tut dem Körper gut und verringert die Wahrscheinlichkeit eines schweren Krankheitsverlaufs.

Dabei hätte ich gerne eine heldenhafte Geschichte erzählt. Von einem sportbegeisterten jungen Menschen, der durch höhere Gewalt um seine Bewegungsfähigkeit beraubt wurde. Aber die Wahrheit ist: Es fällt mir schwer, mein Leben zu ändern. Alle vorherigen Versuche, Sport in meinen Alltag zu integrieren, scheiterten nach wenigen Wochen. Um es deutlich zu sagen: Ich hasse Sport. Könnte ich mir die Hölle ausmalen, bestünde sie aus Dutzenden frühpubertierenden Jungs, die mich auslachen, weil ich den Ball nicht gefangen habe. Schon immer hatte ich eher ein paar Kilo zu viel als zu wenig. Vielleicht ist das die positivste Botschaft, die ich aus der Erkrankung ziehen kann: Sie wird mich zu einem gesunden Leben treiben – und es liegt allein bei mir, da mitzugehen. Ob das gelingt? Was für ein Glück, dass niemand die Zukunft vorhersehen kann.

## Making of:



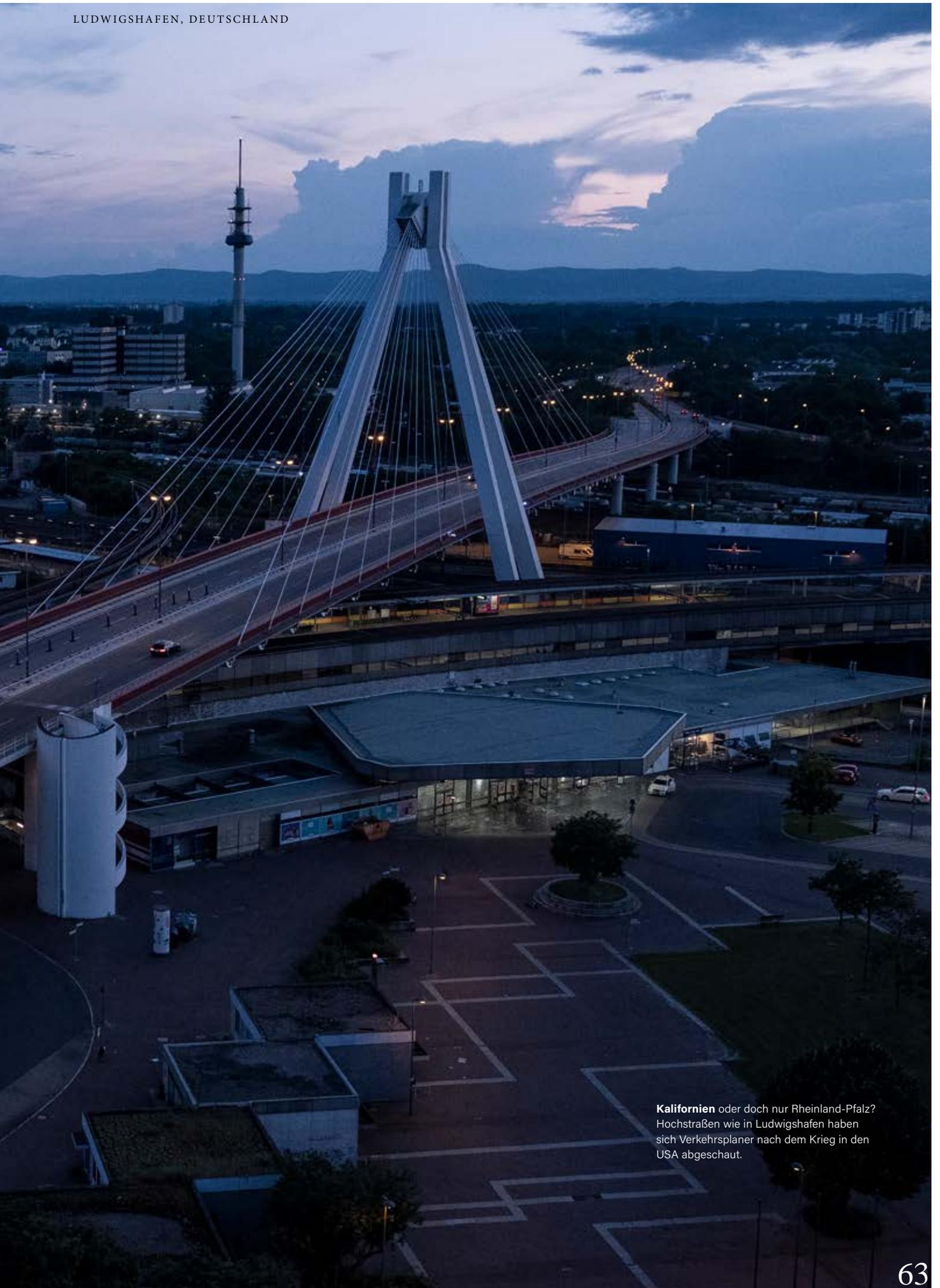
Dem Zeitgeist entsprechend haben Autor und Fotograf hauptsächlich digital zusammengearbeitet. Deshalb entsteht das Making-of-Foto auch per FaceTime im Zug. Weil sich der Text mit der Lebenssituation des Autors auseinandersetzt, kam die Idee auf, die Bildebene mit zusätzlichen Fotos des Autors zu erweitern. So soll der Leser mit Fotos aus der Einwegkamera einen direkten Einblick in den Alltag des Protagonisten bekommen.

[paul.gaebler@gmail.com](mailto:paul.gaebler@gmail.com) / [mail@michaeltrammer.de](mailto:mail@michaeltrammer.de)

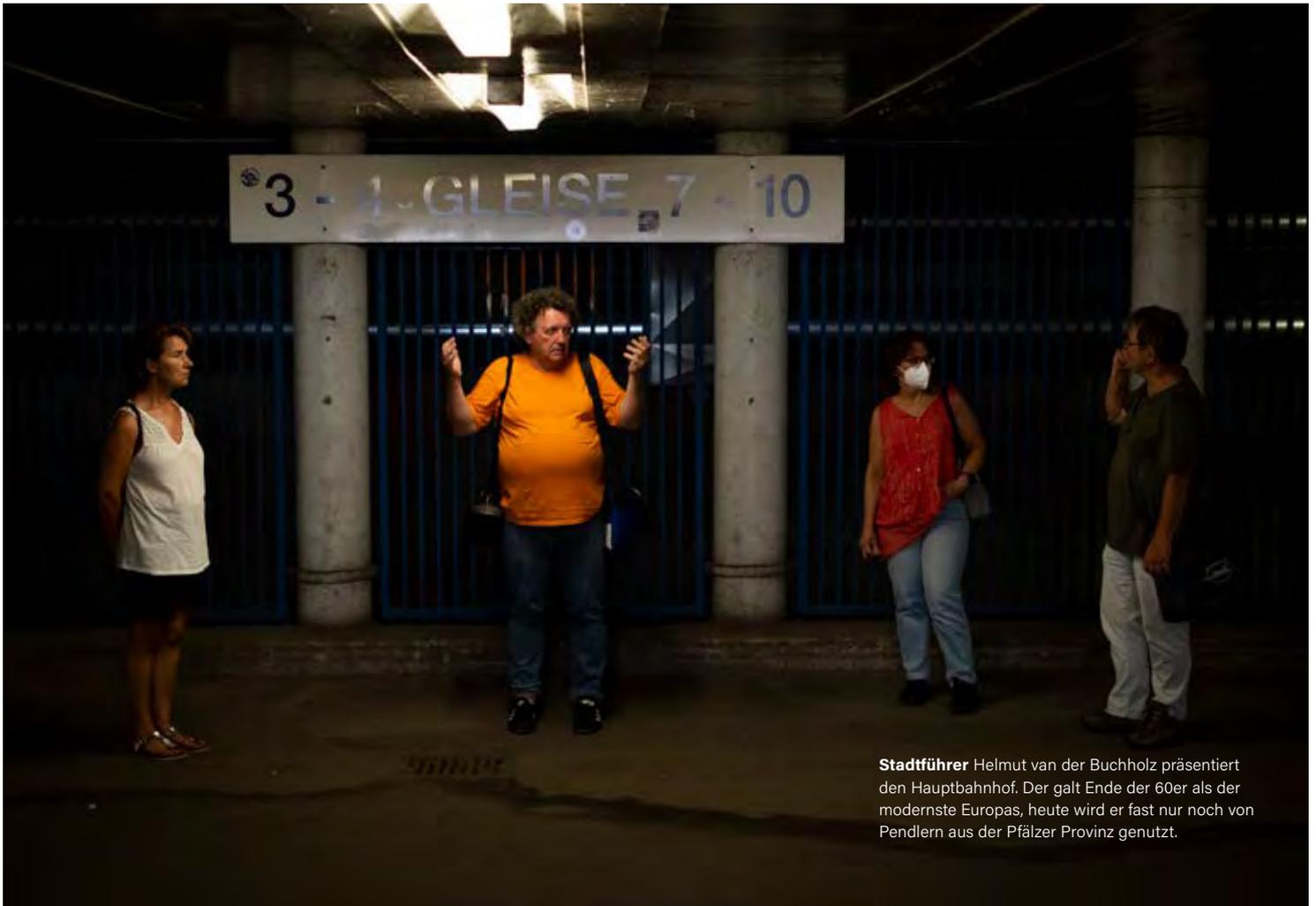
# Drüber und drunter

TEXT: ANNE JESCHKE  
FOTOS: LASSE BRANDING

Ludwigshafen am Rhein ist eine der  
hässlichsten Städte Deutschlands.  
Nicht so schlimm, findet unsere Autorin,  
denn da ginge noch was.



**Kalifornien** oder doch nur Rheinland-Pfalz? Hochstraßen wie in Ludwigshafen haben sich Verkehrsplaner nach dem Krieg in den USA abgeschaut.



**Stadtführer** Helmut van der Buchholz präsentiert den Hauptbahnhof. Der galt Ende der 60er als der modernste Europas, heute wird er fast nur noch von Pendlern aus der Pfälzer Provinz genutzt.

# E

Ein graubärtiger Mann steht vor seinem Laden und raucht. Hot Style 4 You heißt das Geschäft, der heißeste Scheiß für dich: zehn Euro für die roten Sandalen mit Glitzerriemchen, 17,99 für die Hose in Camouflage, 39,99 für den roten Hartschalenkoffer. Der Ladenbesitzer, der seinen Namen nicht nennen möchte, zeigt auf seine Uhr und murmelt: „Samstag, 11 Uhr, noch kein Kunde.“ Er schaut die Bismarckstraße hinab. Es war mal die Haupteinkaufsstraße. Sie ist leer.

Wer sagt, Einkaufsstrassen in deutschen Großstädten sehen gleich aus, war noch nie in Ludwigshafen: kein H&M, kein C&A, kein Zara. Stattdessen Ein-Euro-Shops, Handyhüllenläden, Nagelstudios und ein Waffengeschäft. Ein Jugendlicher im hellblauen Olympique-Marseille-Jogginganzug wird von seiner Dogge ausgeführt. Askar heißt sie, erzählt er, „Soldat“ auf Arabisch. Vereinzelt hängen Männergruppen herum, ein dicker Typ im T-Shirt mit „Deutschland“-Aufschrift sitzt auf einer Bank.

Jede Stadt hat solche Ecken. Ludwigshafen hat das Pech, dass es die Innenstadt ist.

Ich wohne in Mannheim. Ein schöner Altbau, eine entspannte Vermieterin, sie beschwert sich nicht, wenn jemand die Treppe nicht putzt. Aber sie ist alt und hat keine Kinder. Fürchte, das Haus wird bald verkauft. Makler umkreisen es längst wie die Geier ein lahmes Gnu.

Und dann? Dann werde ich mir Mannheim wohl nicht mehr leisten können. Dann droht mir Ludwigshafen. Die Stadt gegenüber, auf der anderen Seite des Rheins. Heimat der BASF, Heimat von Helmut Kohl und Daniela Katzenberger, zur hässlichsten Stadt Deutschlands gekürt. Oder wie der „Spiegel“ mal schrieb: „Verglichen mit Ludwigshafen wirkte jeder Pissbahnhof in Vorpommern wie ein blühender Zukunftsort.“

Ich will nicht nach Ludwigshafen.



**Verkehrswende?** Mitten in der Stadt fehlt ein Stück der Hochstraße. Die Verwaltung lässt die Südtangente neu bauen – wieder auf Stelzen wie schon in den 1950er Jahren.

Ludwigshafen am Rhein, in der Region „Lu“ genannt, 172.600 Einwohnerinnen und Einwohner. Bis Anfang der 1990er Jahre war es eine reiche Stadt. Heute hat sie 1,4 Milliarden Euro Schulden, in einem Report der Bertelsmann Stiftung steht, dass sie zu den Städten mit den höchsten Schulden pro Kopf in Deutschland gehört.

Ludwigshafen ist eine von vielen kleineren Großstädten in Deutschland, die kein Geld haben und ein schweres Erbe tragen: die hingepfuschte Architektur der Wiederaufbaujahre, die viel zu breiten Straßen der „autogerechten Stadt“. Im Zentrum reihen sich Baustellen an Bausünden und Bausünden an Baustellen. Die Innenstadt ist so tot wie ein Lachs im Tiefkühlfach. Aber – warum? Was läuft schief, Ludwigshafen?

Ich frage mich das seit Jahren. Nun will ich Antworten finden. Drei Wochen habe ich mir dafür Zeit genommen. Werde durch die Innenstadt streifen, Politikerinnen und Stadtplaner interviewen, auf Trashladen-Besitzer und Café-Betreiberinnen treffen. Werde erfahren, warum Investoren nicht immer gut waren für diese Stadt – und dass Träume auch an einem Klo scheitern können.

Meine Reise beginnt an einem Samstagnachmittag. Ich mag es, mit dem Rad von Mannheim nach Lu zu fahren. Zuerst über die Rheinbrücke, an der Männer in riesigen Kränen sitzen und Container auf Binnenschiffe laden, vorbei an einem Schrottplatz, einem Wirrwarr aus Leitungen und Rohren, zerdellten Waschmaschinen und Autoteilen. Entlang einer Reihe schmaler Townhouses, aneinandergeliebt, um die Stadt vom Lärm der Bundesstraße abzuschirmen. „In Ludwigshafen leben Menschen in einer Lärmschutzwand“, werde ich später auf Instagram schreiben.

Als Erstes treffe ich den Architekten, Bildhauer und Künstler Helmut van der Buchholz, ein Ludwigshafener Urgestein. Er hat zu einer seiner „Germany's Ugliest City Tours“ geladen, zehn Leute sind gekommen. Van der Buchholz hat keine Schlösser im Angebot, Denkmäler oder Kathedralen. Stattdessen zeigt er uns Unterführungen und Brücken, Betonklötze und Parkplätze. „Fer umme“, wie man hier sagt: Die Verwaltung bezahlt ihn dafür, dass er uns an hässliche, zweifelhafte Orte der Stadt führt – #Selbstironie.

Van der Buchholz trägt ein leuchtend orangefarbenes T-Shirt, umgekrempelte Jeans und schwarze Adidas-Sneaker. Eine Tasche aus Lastwagenplane hängt über der einen Schulter, ein tragbarer Lautsprecher über der anderen. Er führt uns zum Ernst-Bloch-Platz. Ein Scherenschnitt in Metall erinnert an Ernst Bloch, den großen Denker der Stadt. Ein dystopisches Tableau: der Kopf des Philosophen in Rost gestanzt, mickrige Bäume, Müllcontainer, all das vor einem schäbigen Hochhaus. „Das Hauptwerk des berühmten Ludwigshafeners Ernst Bloch heißt Prinzip Hoffnung“, doziert von der Buchholz. Hoffnung als Triebkraft, Lebensverhältnisse zu verbessern. Er unkt: „In Ludwigshafen lässt das viel Raum für Kalauer.“

Er wird uns noch einige hoffnungslos triste Orte zeigen: ein Häuschen am Rheinufer etwa, die Jalousien heruntergelassen. Es könnte Kiosk sein und Treffpunkt. Doch es ist „zum Nichtstun verurteilt“, hat nicht mal Anschlüsse für Wasser und Strom, erzählt von der Buchholz.

Irgendwann schaltet er Mikro und Lautsprecher ein: Wir stehen im Rauschen von Verkehr unter der Hochstraße Süd, eine von zwei aufgestellten Bundesstraßen, die sich um das Zentrum legen wie die Hände des Mörders um den Hals seines Opfers.



**Hält sie noch?** Arbeiter überprüfen die Hochstraße Nord. Vor Corona fuhren täglich bis zu 41000 Fahrzeuge über die Bundesstraße.

# 16%

**der Menschen in Mitte** sind ohne Arbeit. Knapp die Hälfte der Bewohnerinnen und Bewohner hat Migrationsgeschichte.

Tag und Nacht jagt Verkehr über die Ungetüme aus Beton. Darunter parken Autos, ein goldfarbener BMW ohne Kennzeichen, ein Mercedes-Geländewagen in Mattschwarz. Man wollte mit den Hochstraßen einmal so lässig sein wie Los Angeles oder die kalifornische Partnerstadt Pasadena. Heute sind sie Ludwigshafens Problem Nummer eins.

Im Sommer 2019 bemerkten Statiker, dass sich Risse in einer der Bundesstraßen vergrößert hatten. Die Stadtverwaltung sperrte die Hochstraße Süd. Ein knappes Jahr später rückten Abrissbagger an. Jetzt fehlen 500 Meter, darunter plötzlich: Licht und Luft. Doch Bauzäune umzingeln die Freifläche. An ihnen prallt jede Idee für eine Zwischennutzung ab.

Die Hochstraßen waren immer gut für all die, die schnell über die Stadt hinwegfahren wollten. Aber sie waren noch nie gut für die, die in ihrem Schatten leben mussten.

Wenige hundert Meter entfernt von der Hochstraße beginnt die Bismarckstraße, eigentlich die Haupteinkaufsstraße. Niemals wäre ich in den vergangenen Jahren auf die Idee gekommen, zum Bummeln nach Ludwigshafen zu fahren. Nichts los da, höre ich oft. Nur Ramschläden.

Und es stimmt. Früher, sagt der Ladenbesitzer von Hot Style 4 You, sei es besser gewesen. „Da gab es hier noch deutsche Läden.“ 10000 Euro habe er für Miete, Nebenkosten und Personal bezahlt, die Geschäfte liefen. Und heute? Weniger Miete, kein Personal mehr, nur noch 2000 Euro Kosten. Aber auch kaum Kunden. „Jetzt nur noch Rumänen, Bulgaren, Ausländer“, sagt der Mann, der vor Jahrzehnten aus Afghanistan gekommen ist.

Die anderen? Die fahren zum Einkaufen rüber nach Mannheim. Oder sie gehen ein paar hundert Meter weiter bis zum Flussufer, wo 2010 die Rheingalerie öffnete, eine Shopping Mall mit 76 Läden. Sie liegt dort wie ein überdimensioniertes Flusskreuzfahrtschiff, das auf Grund gelaufen ist. Mit ihr haben Stadt und Investor dem Einzelhandel in der Fußgängerzone den Rest gegeben.

Die Blumenhändlerin in der Bismarckstraße glaubt nicht, dass sich für die Geschäftsleute noch mal was zum Guten ändern wird. „Bestelle doch selbst alles im Internet“, sagt sie nur.

Die Fußgängerzone: Ludwigshafens Problem Nummer zwei, eine einzige Trashladenlandschaft. Und sie bestimmt das Bild, das viele



**Falsch abgebogen?** Die Innenstadt ist verloren, sagen manche. Ludwigshafen ist mehr als sein Zentrum, finden andere.

Besucherinnen und Besucher von der Stadt bekommen. Dabei muss ich nur ein wenig weiter radeln, bis sich die Innenstadt von einer ganz anderen Seite zeigt.

Die rot-gelb-blaue Fassade des Kunstmuseums besteht aus 7200 Keramikfliesen. Maler und Bildhauer Joan Miró hat sie gestaltet – damals, als noch Geld da war. Auf dem Platz nebenan ist das triste Grausattm Grün gewichen: Hochbeete mit Gräsern und Kräutern, Bäumchen und Blumen verwandeln den Vorplatz in einen Garten mitten in der Stadt.

Zrinka Pečur-Medinger – Anfang sechzig, brauner Bob, buntes Shirt – zerreibt Kräuter aus ihrem Hochbeet zwischen ihren Fingern und riecht daran. „Zitronenverbene und ... raten Sie mal!“ Erinnert irgendwie an Cola. „Cola-Kraut!“ Für Pečur-Medinger ist das Urban-Gardening-Projekt der schönste Ort der Stadt. Dafür fährt sie gerne ins Zentrum. Aber hier wohnen? Freundin Susan, die mit ihr die Beete pflegt, ist sogar weggezogen. „Zu kalt, zu laut, zu dreckig“, findet sie. „Und das sage ich als frühere Berlinerin!“

Zwischen den Beeten, am Café, mit dem Plätschern des Brunnens im Ohr, vergesse ich kurz, wo ich bin. Bis ich aufblicke, auf einen blassgrünen Koloss aus den 1980er Jahren. Das vielleicht hässlichste Arbeitsamt Deutschlands – und die Konkurrenz ist groß.

Die Jobvermittler dort haben gut zu tun: Knapp 16 Prozent der Menschen in der Innenstadt sind ohne Arbeit. Knapp die Hälfte der Bewohnerinnen und Bewohner in Ludwigshafen-Mitte sind „Ausländer“, schreibt die Verwaltung in ihrem Jahresbericht, in der ganzen Stadt liegt der Anteil bei gut einem Viertel. Hier blieben die Migranten unter sich, die Integration sei überwiegend gescheitert, schreibt mir ein Mitarbeiter der Verwaltung. Und die Co-Fraktionsvorsitzende der Grünen im Rat sagte 2020: „Die Innenstadt ist abgehängt.“ Damit bringt sie Problem Nummer drei auf den Punkt.

Vor einigen Jahren bin ich für die Lokalzeitung mit einem Investor durch ein ehemaliges Kaufhaus am Berliner Platz gelaufen. Der Mann führte mich durch den Keller, im Schein der Taschenlampe hingen Kabel von der Decke. Putz bröckelte, hier ein Wasserschaden, dort uralte Technik. Er schwärmte von großen Plänen, einem durchlässigen Neubau mit Passagen. Ein Jahr später zertrümmerten Abrissbirnen das runde, gläserne Kaufhaus, im Volksmund „Tortenschachtel“ genannt.

Und es folgte: gar nichts.

Noch immer kündigt eine Absperrung mit einer riesigen Werbefläche von seinem gläsernen Hochhaus. 19 Stockwerke, ein Gesundheitszentrum, ein Hotel, Büroflächen. Eigentlich sollte es 2018 eröffnen. Im Sommer 2021 ist immerhin ein Bagger angerückt. Seine Schaufel knallt auf die Stahlbetondecke eines Tiefbunkers, es schallt zurück von den umliegenden Wohnklötzen. Wo bin ich noch mal? In Skopje? In Tirana? In Chişinău?

Mit der Tortenschachtel und dem BASF-Hochhaus, auch das mal ein Wahrzeichen, wurden zwei prägende Gebäude abgerissen. Nun soll das Rathauscenter fallen, ein Haus wie ein Berg, 72 Meter hoch und auffällig breit. Ein Großteil der Stadtverwaltung und etliche Läden sind bereits ausgezogen.

Sie sind, sie waren nicht schön, diese Gebäude. Aber mit ihnen – und das ist Problem Nummer vier – verschwindet die Identität der Stadt. Und seelenlose Investoren-Architektur kann sie nicht ersetzen.

Es gibt viele Jobs, die ich nicht machen wollte – Oberbürgermeisterin von Ludwigshafen steht ziemlich weit oben auf dieser Liste. Seit fast vier Jahren ist Jutta Steinruck von der SPD Chefin der Stadt. Wenige Monate nach ihrem Amtsantritt 2018 zeigte sich, dass die Hochstraßen

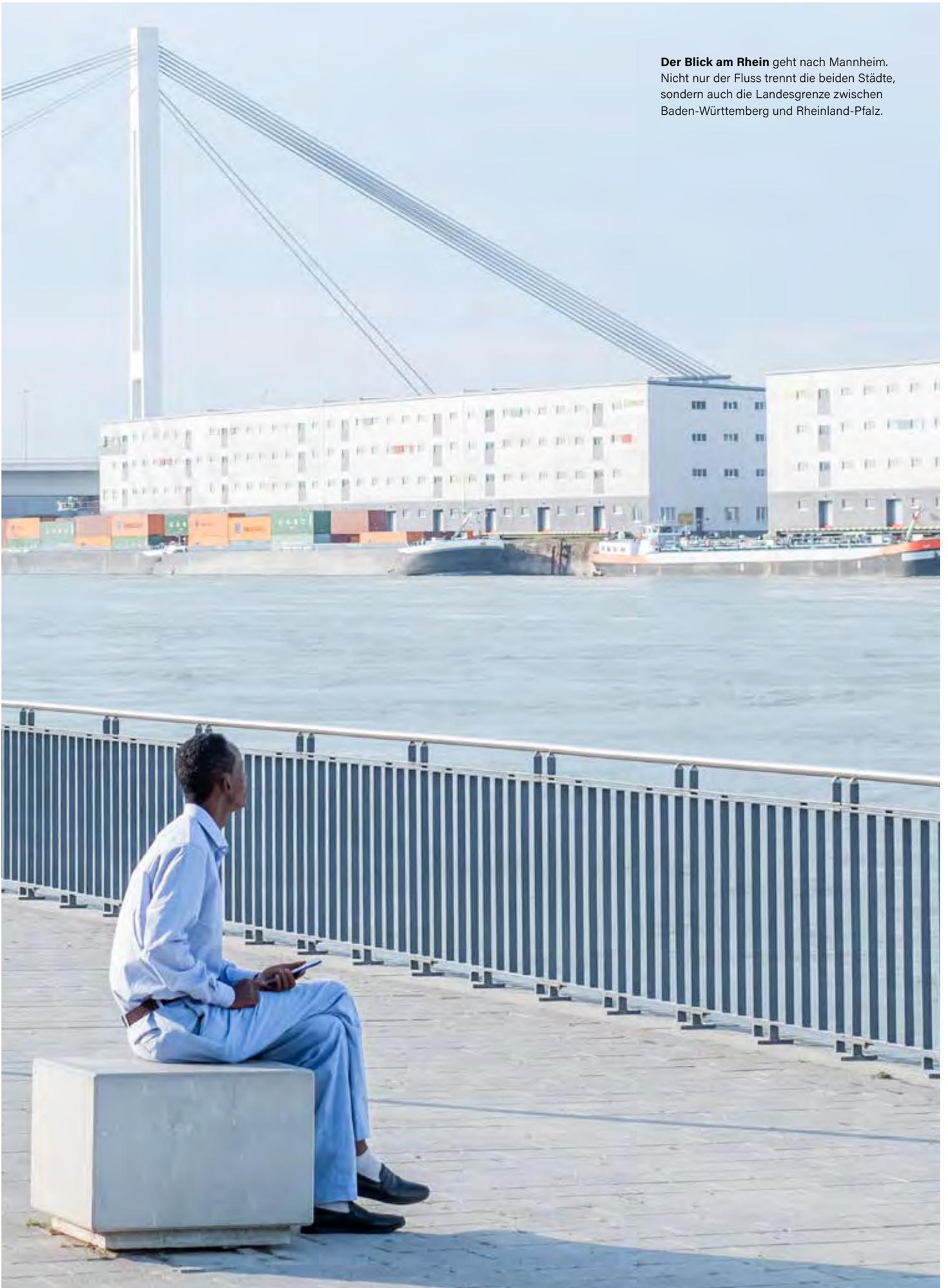


Eine Shisha unter Palmen? Kein Problem in Ludwigshafen!

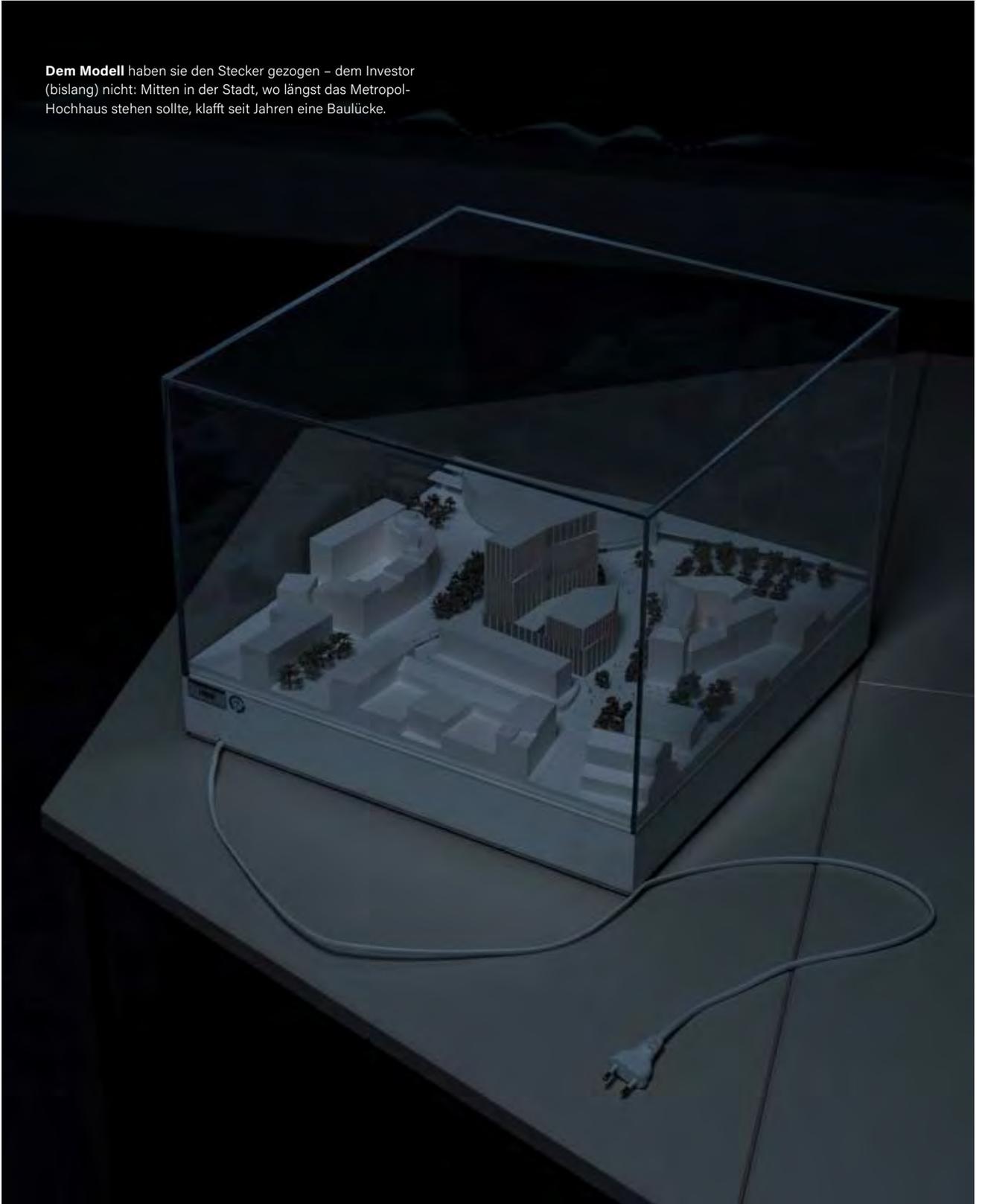
„S-Klassen  
am Cruisen  
durch  
Ludwigshafen,  
wenn Nacht  
anbricht.“

(Der Ludwigshafener Rapper Apache 207  
in „Kein Problem“)

**Der Blick am Rhein** geht nach Mannheim. Nicht nur der Fluss trennt die beiden Städte, sondern auch die Landesgrenze zwischen Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz.



**Dem Modell** haben sie den Stecker gezogen – dem Investor (bislang) nicht: Mitten in der Stadt, wo längst das Metropol-Hochhaus stehen sollte, klafft seit Jahren eine Baulücke.



# 120 Mio.

**Euro** soll der Bau des Metropol-Hochhauses am Berliner Platz kosten.

**Kein leichter Job:** Werner Appel (l.), Alexander Thewalt und Beate Steeg von der Stadtverwaltung würden die Innenstadt gerne verändern. Nur: Wie soll das gehen?



dem Verkehr nicht mehr lange standhalten würden. Dann kam Corona. Als ich Steinruck treffen will, ist sie krank, für länger.

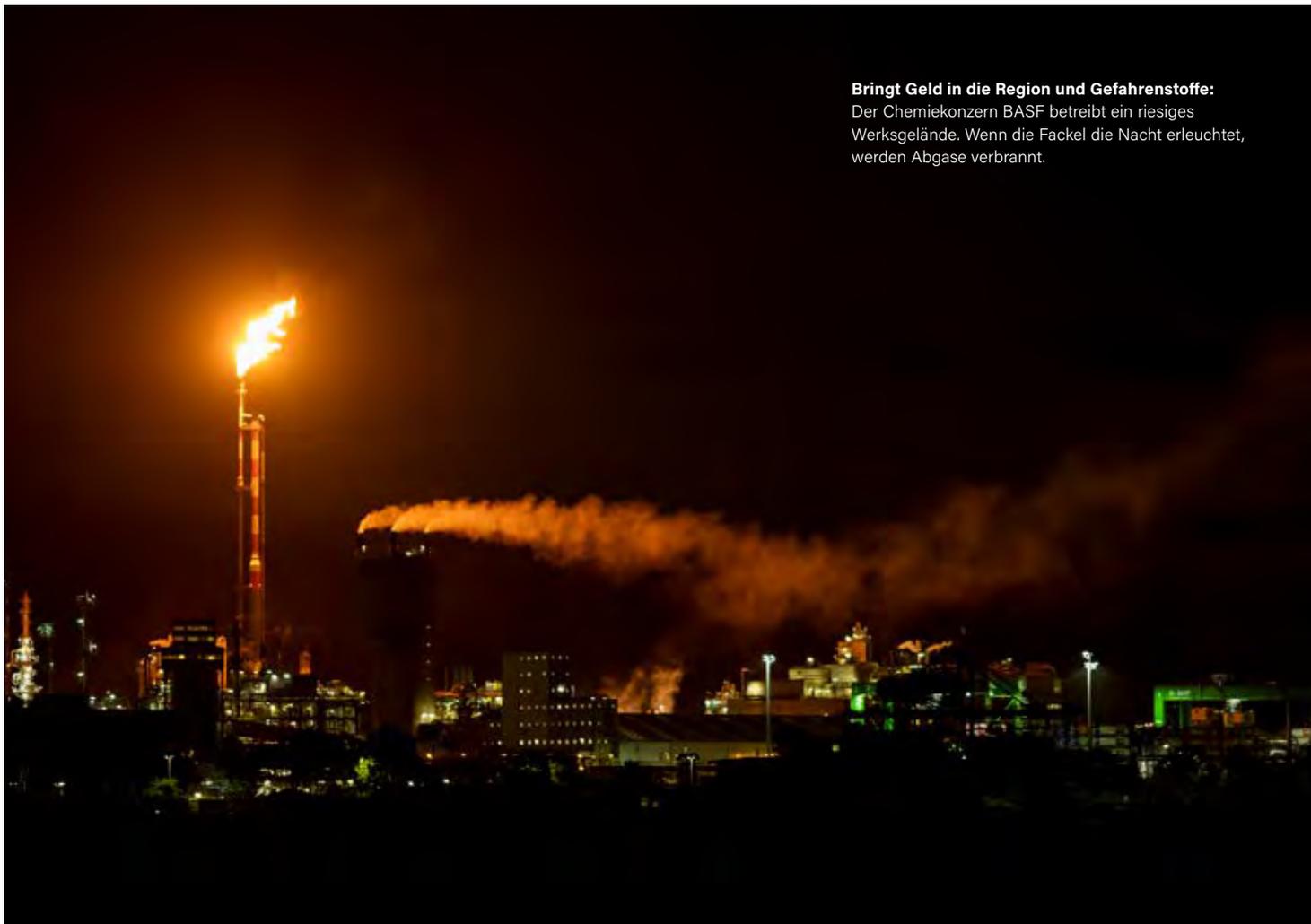
Ihre Kollegen aus der Verwaltung laden mich in Steinrucks Besprechungszimmer ein. Sie nehmen sich viel Zeit für Fragen. Alexander Thewalt hat eine Krone verloren, trotzdem schaut er vor dem Zahnarzttermin vorbei. Ein Baudezernent mit Zahnlucke, das komme für einen Bericht über Ludwigshafen sicher sehr gelegen, scherzt er.

Thewalt macht den Job seit einem Jahr, ein besonnener Mann. Auf ihm ruhen Hoffnungen, wie man so sagt. Er will mehr Ludwigshafener raus aus dem Auto und rauf aufs Fahrrad bewegen. Selbst kommt er mit Bahn und Rad aus Heidelberg zur Arbeit, wo er vorher das Amt für Verkehrsmanagement geleitet hat. Er versucht erst gar nicht, die Innenstadt schönzureden. Klar, es gibt „Schatzkästchen“, wie Thewalt sie nennt, die bemerkenswerte Bibliothek etwa. Aber diese Stadt mit mehr als 170 000 Einwohnern hat in der Innenstadt keinen Buchladen. Er klingt selbst fassungslos darüber.

So eine Innenstadt ist leider keine Modelleisenbahn, sagt Werner Appel vom Bereich Stadtentwicklung, der im blauen Poloshirt neben Thewalt sitzt. Die Häuser sind überwiegend in Privatbesitz. „Und viele Besitzer haben wenig Bezug zu ihrem Besitz.“ Die Eigentümer ansprechen, mehr könne eine Verwaltung nicht machen.

Der Privatbesitz ist das eine. Bei anderen Projekten hat die Verwaltung großen Einfluss. Die Hochstraße Nord wird runter in die Stadt verlegt, die Hochstraße Süd saniert. Braucht es wirklich weiterhin beide Bundesstraßen? Was ist mit Verkehrswende? Mit Klimaschutz? Ich erinnere mich an eine Rechnung, die Stadtführer Helmut van der Buchholz aufgestellt hatte: Vor Corona fuhren 40 000 Fahrzeuge pro Tag über eine der beiden Hochstraßen. „Hätte man den Fahrerinnen und Fahrern zehn Jahre lang ein

Krimis Fehlanzeige, Schlagstöcke kein Ding? In der Innenstadt gibt's keinen Buchladen, aber ein Waffengeschäft.



#### Bringt Geld in die Region und Gefahrenstoffe:

Der Chemiekonzern BASF betreibt ein riesiges Werksgelände. Wenn die Fackel die Nacht erleuchtet, werden Abgase verbrannt.

Freifahrtticket für den regionalen ÖPNV geschenkt, wäre man immer noch knapp unter den Kosten für den Neubau.“

Glaubt man dem Stadtplaner Frank Böhme, liegt hier das Problem Nummer fünf – und es betrifft nicht nur Ludwigshafen: „Deutschen Städten fehlt es an Mut.“ Böhme ist einer der Macher bei der Architektenkammer Rheinland-Pfalz. Er unternimmt mit mir einen Rundgang auf Google Earth und beginnt ihn mit einer überraschenden Diagnose: „Ludwigshafen ist en vogue, was moderne Stadtentwicklung angeht.“ Er zählt all die sperrigen Parameter auf, mit denen Kommunen sich messen – und lobt die Stadt für Zukunftswerkstätten, Bürgerbeteiligung, Wohnungsbau, für Grünflächen und Nachverdichtung.

Wäre da nur nicht das Zentrum. Die Hochstraßen hält auch Frank Böhme für ein großes Übel. Genau jetzt, sagt er, hätte Ludwigshafen die Chance gehabt, etwas radikal anders zu machen. Wie die Dänen, die Niederländer: Unsere Nachbarn verdrängen Autos und schaffen Platz für Fahrradfahrer und Fußgänger. Warum, träumt Böhme, warum nicht eine autofreie Südtangente, auf der die Ludwigshafener im Grün spazieren gehen?

Wenn ich verstehen will, wie die Verwaltung tickt, sollte ich mal zu Franz & Lissy gehen, das höre ich aus vielen Gesprächen heraus. Das Kultur-Café liegt im Süden der Stadt. Besser gesagt: Es lag. Die Sache ist, man kann es nicht anders sagen, scheiße gelaufen. Eleonore Hefner schickt mich deshalb als Erstes zur Toilette. Hygienetüten baumeln von der Decke und Klopapier, eine Installation. Das Café besteht aus zwei Ladenlokalen. Der Otto-Versand war hier mal drin und ein afrikanischer Laden, das Parteibüro der Linken und ein Kosmetiksalon.

Hefner, die für die SPD im Stadtrat sitzt, hat lange von einem eigenen Café geträumt. Sie trägt ein pinkfarbenedes Kleid mit rosafarbenen Strumpfhosen, farblich passend eine Halskette aus Filzkugeln. Hefner ist in den 1990er Jahren aus Heidelberg nach Lu gezogen. Bist du verückt?, haben Freunde damals gefragt. Doch sie mochte die Stadt, in der noch so viel möglich schien.

2019 eröffnete sie mit ihrem Mann und einem befreundeten Paar das Franz & Lissy, ein Kultur-Café. Ein Ort, wie es ihn oft gibt in anderen Städten. Aber nicht hier in Ludwigshafen. In diesem Jahr musste Hefner schon wieder schließen: Corona ist schuld. Und – wie sie sagt – auch die Stadtverwaltung.

Um die Pandemie zu überstehen, brauchte Hefner eine Genehmigung. Sie wollte Stühle und Tische nach draußen stellen. Bloß schreibt die Gaststätten-Verordnung des Landes vor, wie viele Toiletten ein Lokal benötigt. Wenn der Außenbereich nun hinzugekommen wäre, fehlten im Café eine Toilette und ein Urinal. Strenggenommen.

Er sei an „Gesetze und Verordnungen gebunden“, schrieb ihr der Ordnungsdezernent – auch wenn die Maßstäbe nicht immer praxistauglich erschienen. Keiner sei vorbeigekommen, um mit ihr eine Lösung zu suchen, klagt Hefner. Mit der Oberbürgermeisterin, ihrer Genossin, redet sie gerade nicht. Dabei sind sie einmal befreundet gewesen.

Zum fehlenden Mut kommt steife Bürokratie, das Problem Nummer sechs. Bürokratie, die Wandel oft be-, ihn manchmal auch verhindert. Das einzige besondere Café der Stadt geschlossen wegen eines Toilettenstreits? Wie eine Provinzposse könnte meine Geschichte über Ludwigshafen nun enden. Doch diese Geschichte lässt sich nicht erzählen ohne die BASF.

„Es ist deine Stadt,  
mach was draus.“  
Das geht gut, wenn  
man in Heidelberg  
lebt. Aber wie geht  
das in Ludwigshafen?



**Aus der Traum:** Eleonore Hefner musste wegen Corona ihr Kultur-Café Franz & Lissy schließen. Von der Stadtverwaltung fühlt sie sich hingelassen.

Nördlich der Innenstadt betreibt der Konzern das größte zusammenhängende Chemieareal der Welt. 2020 machte er weltweit einen Umsatz von 59 Milliarden Euro. Ludwigshafen ist zwar arm. Andererseits verdienen die Menschen hier mit am meisten in Deutschland – Rang fünf bei den höchsten Bruttolöhnen in 2019. Den Werksbesuch schiebe ich seit Wochen vor mir her. Bin skeptisch, schon immer, obwohl ich genau weiß, dass ohne Chemie in unserem Alltag nichts funktioniert. Mit meinem Umzug in die Region ist meine Neurodermitis von heute auf morgen verschwunden. Manchmal mache ich Witze, dass es nur mit der BASF-Luft zusammenhängen kann.

Ein Reisebus fährt mich und zwei weitere Besucher dann doch noch in eine andere Welt, die sonst hinter Werkstoren verschlossen bleibt: eine zehn Quadratkilometer große Welt aus Fabriken, Tanks, Containern und Rohren. 2850 Kilometer Rohrleitungen, ein Netz fast so lang wie die Donau von der Quelle bis zur Mündung. Sie verlaufen oberhalb der Wege, die Namen tragen wie Ammoniak-, Naphtha- oder Methanolstraße, und verschlingen sich zu mehrstöckigen Gebäuden aus Stahl. Schornsteine schieben weißen Rauch in den Himmel, eine Fackel spuckt Flammen. Die BASF beschäftigt hier 39000 Menschen.

Die Chemiefabrik brachte der Stadt Wohlstand. Doch die rot-grüne Steuerreform unter Gerhard Schröder sorgte Anfang der 2000er bundesweit dafür, dass die Körperschaftsteuer nahezu versiegte und die Gewerbesteuer einbrach. Und Konzerne wie die BASF sparen weiterhin Abgaben über Steueroasen.

Viele der Gutverdiener von der BASF wohnen draußen im Grün der Pfälzer Weinberge, weit weg vom Betongrau der Stadt. Ihre Einkommensteuer zahlen sie in Städtchen, die wie Filmkulissen aussehen, in Bad Dürkheim, Deidesheim oder Neustadt.

Problem Nummer sieben: Die Stadt hat die BASF, aber sie verdient nicht mehr viel daran. Teure Neubau-Villen im Süden sollen Gutverdiener dazu bringen, in die Stadt zu ziehen. Das spült zwar Geld in die Stadtkasse. Aber die Innenstadt werden die neuen Bewohnerinnen und Bewohner nicht beleben, fürchte ich. Sie fahren lieber ins Umland, in die Pfalz, nach Mannheim oder Heidelberg, um ihre Freizeit zu genießen.

Drei Wochen lang habe ich Lu nun also immer wieder besucht – war öfter drüben als in den elf Jahren zusammen, die ich in der Region lebe. Ich bin an vielen Tagen über den Rhein geradelt. Aus Mannheim! Ich wollte nie nach Heidelberg. Ich brauche kein Idyll. Ich mag Industrieromantik, ich habe eine Schwäche für Beton und Bausünden.

Manchmal habe ich begonnen zu träumen. Dann war Ludwigshafens Innenstadt eine Werkstatt für Lösungen: Mit einem Stadtdschun gel auf Stelzen. Rankpflanzen nehmen den Beton der Hochstraße ein, und Bürgerinnen und Bürger gärtner auf der früheren Bundesstraße. In den leeren Ladenlokalen der Fußgängerzone öffnen Pop-up-Stores, Ateliers und soziale Räume. Das Rathauscenter? Bleibt stehen, wird zum Hausprojekt, in dem Menschen miteinander statt nebeneinander leben. Die Verwaltung traut sich was. Und der Chemiekonzern wirt schaftet global, fühlt sich aber in Ludwigshafen zu Hause.

In der Bismarckstraße, der traurigen Fußgängerzone, gibt es ein Ladenlokal, das anders aussieht als die anderen: mit schlichten Holzmöbeln zum Arbeiten, mit Flipchart zum Brainstormen. Nukleus – ein Raum für Bürgerinnen und Bürger, für ihre Ideen. Über dem Schaufenster klebt ein Satz: „Es ist deine Stadt, mach was draus.“ Doch sooft ich daran vorbeikomme: Nie ist jemand da.

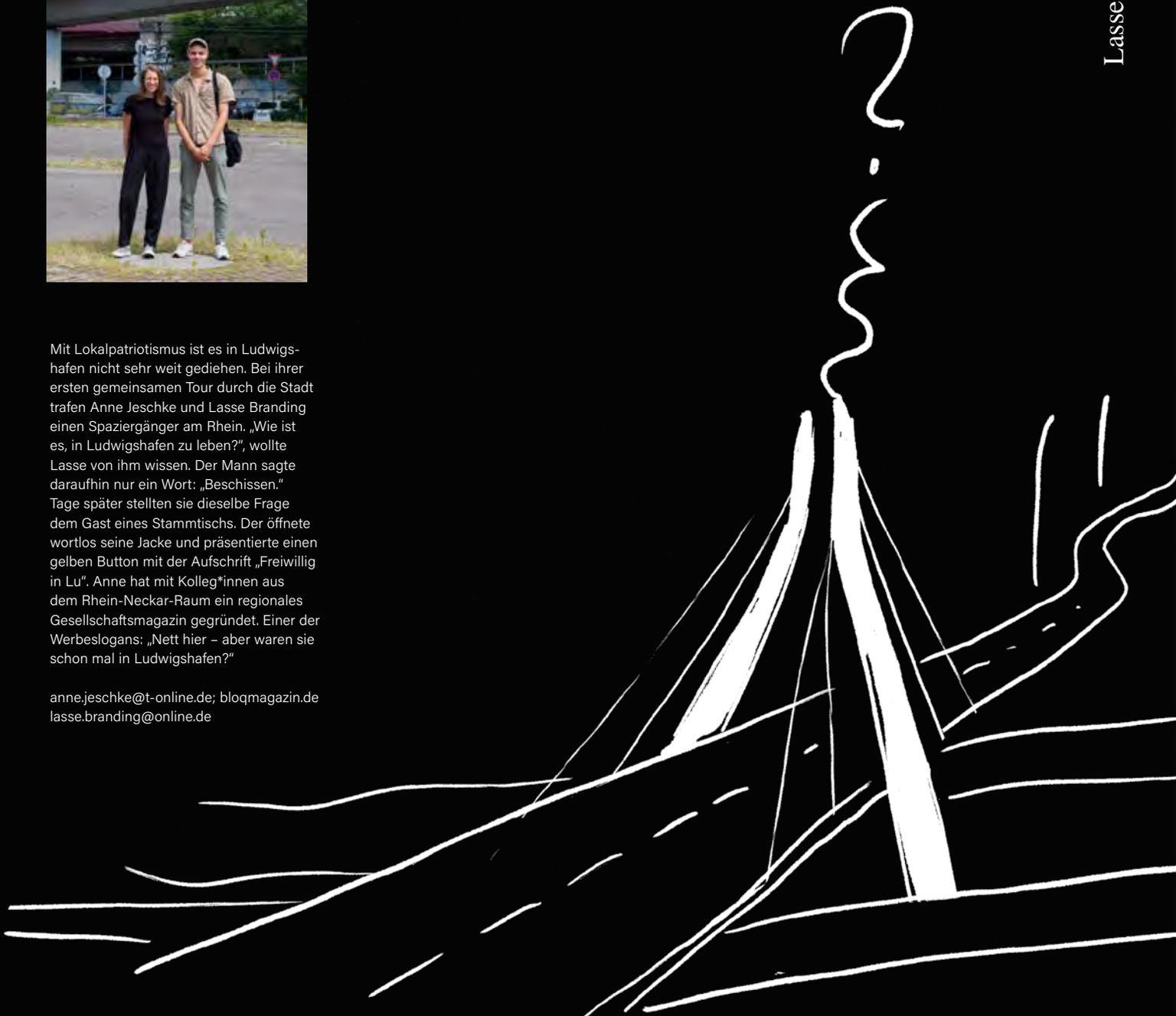
# Making of:

# VI



Mit Lokalpatriotismus ist es in Ludwigshafen nicht sehr weit gediehen. Bei ihrer ersten gemeinsamen Tour durch die Stadt trafen Anne Jeschke und Lasse Branding einen Spaziergänger am Rhein. „Wie ist es, in Ludwigshafen zu leben?“, wollte Lasse von ihm wissen. Der Mann sagte daraufhin nur ein Wort: „Beschissen.“ Tage später stellten sie dieselbe Frage dem Gast eines Stammtischs. Der öffnete wortlos seine Jacke und präsentierte einen gelben Button mit der Aufschrift „Freiwillig in Lu“. Anne hat mit Kolleg\*innen aus dem Rhein-Neckar-Raum ein regionales Gesellschaftsmagazin gegründet. Einer der Werbeslogans: „Nett hier – aber waren sie schon mal in Ludwigshafen?“

[anne.jeschke@t-online.de](mailto:anne.jeschke@t-online.de); [bloqmagazin.de](mailto:bloqmagazin.de)  
[lasse.branding@online.de](mailto:lasse.branding@online.de)





**Ein Ort - drei Geschichten.** Die ersten Jahre nach ihrer Ankunft lebten Sestr, Dilan und Jihan in einer Gemeinschaftsunterkunft in Tübingen. Jetzt haben sie eigene Wohnungen.

# Wer wir waren, wer wir sind

TEXT: HELENA WEISE  
FOTOS: PAULINA METZSCHER

Nach dem Genozid an den Jesid\*innen durch den IS 2014 holte Baden-Württemberg 1100 Frauen und Kinder nach Deutschland. Doch wie ging ihre Geschichte weiter? Von drei Frauen, die überleben wollen, ohne vergessen zu können.



**Plötzlich im Rampenlicht.**

Die 17-jährige Jihan hat ein Buch über ihre IS-Gefangenschaft geschrieben.

**Sestr Alhamad** hat ihre Erinnerungen sieben Jahre lang gehütet. Jetzt erzählt sie zum ersten Mal die ganze Geschichte – damit sie nicht verlorengeht. Ihre Schwägerin Nadia Murad hat 2018 den Friedensnobelpreis gewonnen.



# S

## SESTR

Sie tanzen, als wären sie Gliedmaßen eines einzigen Körpers. Hand in Hand umkreisen die Hochzeitsgäste den Platz, wippen Schulter an Schulter im schnellen Takt der Musik. Den rechten Fuß zur Seite, den linken Fuß nachziehen, ernst folgen sie der Choreographie. Die Kamera fährt Gesicht für Gesicht ab.

Sestr Alhamad sitzt in Tübingen vor dem Fernseher. Auf dem Bildschirm sieht sie Menschen, die nicht mehr dort sind, ein Dorf im Irak, das es so nicht mehr gibt. Ihr Kopf schmerzt davon, sagt sie. Und schaut sich trotzdem ein weiteres Video an.

Manchmal schaut Sestr in ihr eigenes Gesicht, eine junge Frau unter den Tanzenden, in der Hand schwingt sie ein Tuch. Ihre Haare sind aufwendig hochgesteckt, die Augen dunkel umrandet. An ihrer Seite ihr Mann Masood, an ihrer Hand ihre kleine Tochter.

Sie hatten keinen besonderen Plan für die Zukunft. Sie lebten mit 30 Verwandten in einem Haus. Sie arbeiteten auf dem Acker, fütterten die Schafe. Morgens putzte Sestr den Hof, mittags kochte sie mit den anderen Frauen. So sah ihr Leben aus.

Ihr drittes Kind war gerade auf der Welt, als die Terrormiliz des sogenannten Islamischen Staats ihr Dorf überfiel, die Männer erschoss und die Frauen und Kinder verschleppte. Es war der 15. August 2014.

Einen Monat später sah Baden-Württembergs Ministerpräsident Winfried Kretschmann Bilder von dem Genozid an den Jesid\*innen im Nordirak. Im Oktober organisierte seine Regierung einen Flüchtlingsgipfel: Über einen bisher ungenutzten Passus im Aufnahmegesetz sollte ein „humanitäres Sonderkontingent“ eingerichtet werden. Einstimmiger Beschluss. Im Januar reiste eine Projektgruppe zum ersten Mal in den Nordirak. Ihre Aufgabe: die Schutzbedürftigsten unter den Frauen und Kindern auszuwählen, traumatisiert, auf sich gestellt. Im März 2015 saßen die Ersten im Flieger nach Deutschland.

1100 Frauen und Kinder holte Baden-Württemberg insgesamt nach Deutschland, stellte 95 Millionen Euro bereit. Sie machten einen Sprachkurs, wurden psychologisch betreut, die Kinder eingeschult. Nadia Murad, eine der Frauen aus dem Kontingent, bekam später den Friedensnobelpreis und Kretschmann viel Lob. Doch dann wurde es still um die Jesidinnen.

1100 Geschichten, die im Nordirak begannen und in Deutschland weitergehen. Drei von ihnen sollen hier erzählt werden. Von Frauen, die den Genozid überlebt haben und nun die Erinnerung

daran überleben müssen. Von denen jede auf ihre Art erzählt, wie die Vergangenheit auch nach sieben Jahren ihren Alltag prägt.

Da ist Sestr, die im Frühling zum ersten Mal das Grab ihres Mannes besucht hat, die nicht aufhören kann zurückzublicken.

Da ist Dilan, deren Mann nicht nach Deutschland nachkommen darf, die gestrandet ist zwischen hier und dort, weder ganz weggegangen noch ganz angekommen.

Da ist Jihan, die ein Jahr ihrer Kindheit beim IS verbrachte, die zurückblickt, um ihre Zukunft darauf aufzubauen.

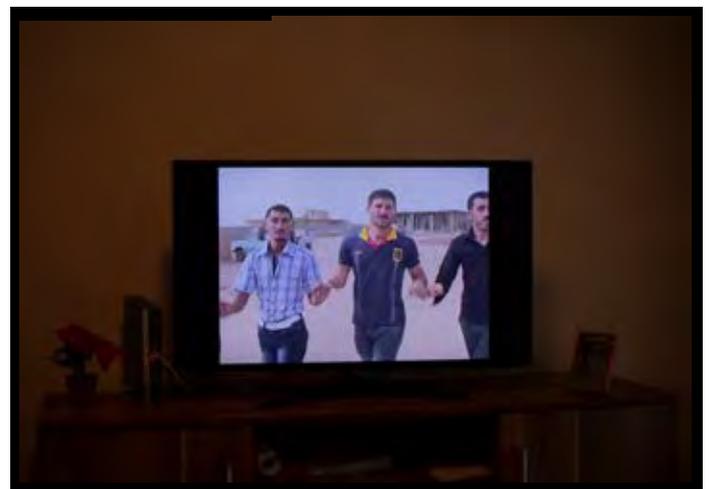
Die drei leben im gleichen Wohnblock an einer lauten Bundesstraße in Tübingen. Während tausende Jesidinnen bis heute vom IS gefangen gehalten werden, sind sie in die Fremde geflohen. Doch wie können sie ankommen, wenn das Vergangene unaufhörlich wie eine schrille Filmmusik mitläuft, die sie nicht leiser stellen können? Wie finden sie Worte für das Erlebte, wenn die Scham es ihnen verbietet, darüber zu sprechen?

Sestr steht auf, stößt das Handy ans Ladekabel. Es darf nicht ausgehen, sie hat es immer in der Hand, telefoniert mit Verwandten oder postet Fotos von Masoods Grab, das inmitten der anderen Gräber in Kocho liegt, ihrem Heimatdorf. Seinen Namen trägt sie zweimal am Körper. Eingraviert in einen goldenen Ring, der Name neben dem Todesdatum, und dann noch einmal in wackeligen Linien auf ihren linken Unterarm tätowiert – neben ihrem Namen und dem des mittleren Sohnes.

„Als wir in Syrien waren, kamen jeden Tag Flugzeuge von Baschar al-Assad und haben die Region bombardiert. Wir versteckten uns in einem Bunker. An einem Abend kamen die Männer nicht. Wir haben gesagt: ‚Lass uns in unsere Hände ein paar Namen tätowieren. Falls wir sterben, sieht man, wer wir sind und wo wir herkommen.‘ Wir mischten Ruß mit der Muttermilch einer Frau, die noch ihr Kind stillte. Mein Sohn Miran war nicht bei mir, ich dachte, ich würde ihn nie wiedersehen. Deshalb habe ich seinen Namen auf meinen Arm tätowiert.“

Sestr ist 33 Jahre alt, wirkt älter, wenn sie bodenlange Kleider und Sandalen trägt, und jünger in Sneakern und Trainingshose, zu denen sie immer öfter greift. Sie scherzt gerne und lacht einem dann zu wie eine alte Komplizin. Wenn sie trauert, schnalzt sie mit der Zunge und schüttelt den Kopf.

**Ein Video als Andenken:** Von den Tanzenden leben die meisten nicht mehr. Sie wurden vom IS ermordet.



Sestr Alhamad erzählt nicht vor großem Publikum, sondern hinter heruntergelassenen Rollläden. Sie erzählt in Details, von dem starken Wind an dem Vormittag, als die IS-Milizen sie zur Schule riefen, so stark, dass die Fensterscheiben herunterfielen und zerbrachen, die Luft plötzlich schmutzig wurde. Sie erzählt, wie ihr Mann seine Zigaretten auf den Tisch legte, bevor sie gingen. Dass sie die Telefonnummern ihrer Angehörigen auf kleine Zettel schrieb und zwischen den Haaren versteckte. Wie sie Schlafsirup, der für ihren kranken Sohn gedacht war, in den Tee ihrer Entführer mischte, um zu fliehen.

Von den Misshandlungen, dem Hunger, der Angst hingegen berichtet Sestr mit einer zahnlosen Allgemeinheit. Reiht Männer, denen sie gehörte, und Orte, an die sie verschleppt wurde, aneinander wie Pfeiler für einen Zaun, durch den keine Einzelheiten hindurchkommen können.

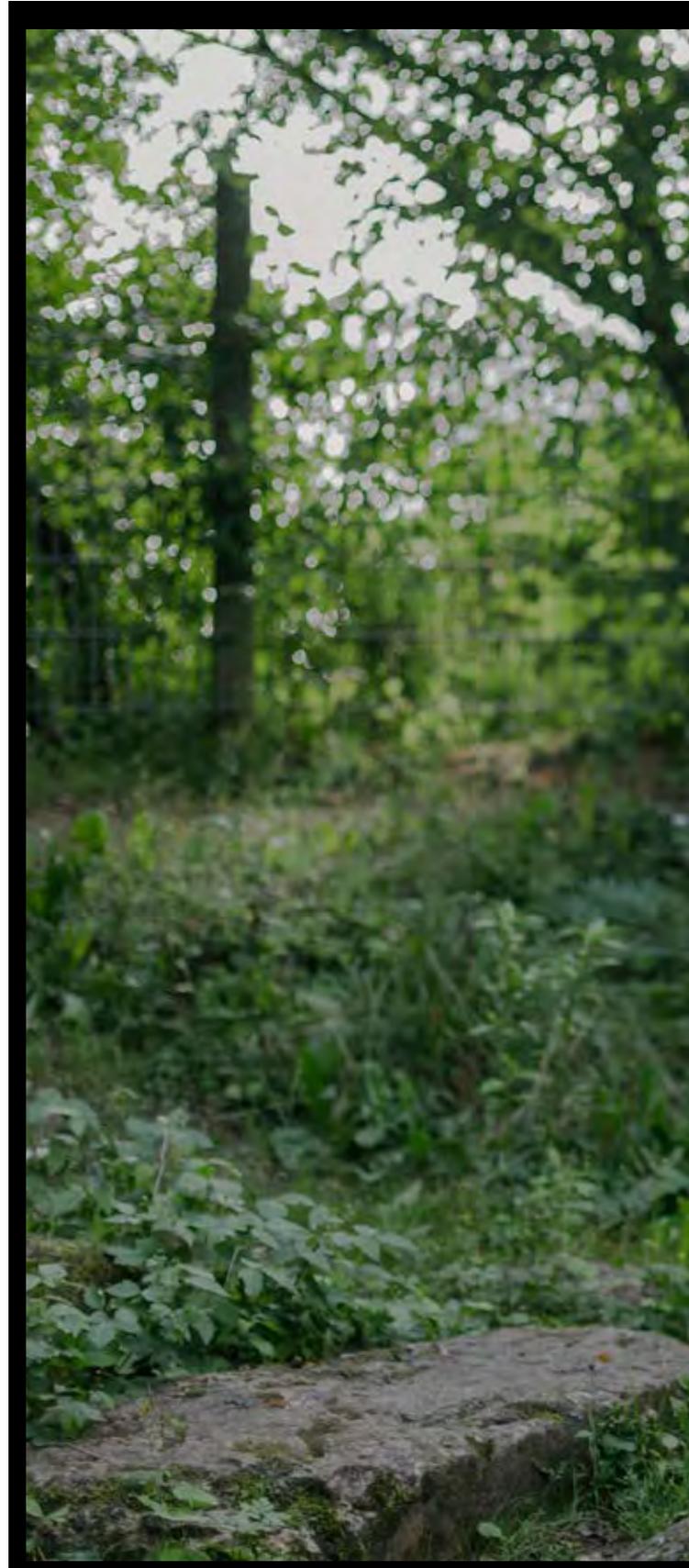
Am 3. August 2014 griff der IS die nordirakische Region Sindschar an und nahm Dorf für Dorf ein. Er erklärte die Jesid\*innen zu Ungläubigen und tötete in wenigen Tagen mehr als 5000 Menschen. Mindestens 7000 Frauen und Kinder wurden verschleppt und versklavt. Bis heute bleiben die Zahlen eine Schätzung, denn immer noch sind Menschen verschollen oder in Gefangenschaft der Milizen, auch nach deren militärischer Niederlage. 20 Massengräber in der Sindschar-Region wurden geöffnet, 65 weitere hat man bereits gefunden, aber noch nicht exhumiert. Das Grab, in dem Sestrs Mann lag, wurde 2020 geöffnet. Sie schickte eine Blutprobe ihrer Tochter nach Bagdad, dort glich man die DNA ab.

Im April 2021 ist sie mit den Kindern in den Irak geflogen, zu ihrem alten Haus in Kocho, zu seinem Grab. Sie hat Kleidung von ihm gefunden und mit nach Deutschland gebracht. Seitdem hat das Trauma sie wieder fest in der Hand. Manchmal schließt sie sich mit seinen Kleidern ein, um heimlich zu weinen.

„Immer, wenn jemand meine Kinder gefragt hat, wo ihr Vater ist, haben sie gesagt: beim IS. Ich habe die Kinder mitgenommen, damit sie sehen, wo ihr Vater wirklich ist.“

Es klingelt an der Tür, Sestr hat drei Erzieherinnen eingeladen. Ihre Kinder umringen sie: Maisaa, die gerade elf geworden ist und so oft es geht Englisch spricht. Der achtjährige Miran, den Sestr erst nach der IS-Gefangenschaft im Flüchtlingscamp wiedersah und zuerst nicht er-

**Der achtjährige Miran** auf einem Spielplatz in Tübingen. Während der Gefangenschaft durch den IS lebte er von seiner Mutter getrennt.



Auf ihrem Arm trägt Sestr die Namen von ihrem Mann Masood und ihrem Sohn Miran. „Falls wir sterben, wissen sie, wer wir sind.“



### Wer sind Jesid\*innen?

Die Jesid\*innen sind eine ethno-religiöse Minderheit. Das Jesidentum ist eine eigenständige, mündlich überlieferte Religion, die unter anderem den Glauben an einen Schöpfergott beinhaltet, der aus seinem Licht sieben Engel geschaffen hat. Der höchste unter ihnen ist Melek Taus in der Gestalt eines Pfau. Traditionell ist Jesid\*in, wer als Kind jesidischer Eltern geboren wird: Man kann weder zum Jesidentum konvertieren, noch sind Eheschließungen mit Nicht-Jesid\*innen erlaubt. Doch je nach Herkunftsland, Alter und kultureller Prägung gibt es

hierzu auch innerhalb der jesidischen Minderheit unterschiedliche Ansichten. Ebenso bei der ethnischen Zugehörigkeit: Die meisten Jesid\*innen sprechen Kurmandschi, einen kurdischen Dialekt. Und obwohl sich viele Jesid\*innen ethnisch den Kurd\*innen zuordnen, betrachten sich andere als eigene ethnische Volksgruppe. In Deutschland ist die Schreibweise „Jesiden“ geläufig. Häufig liest man aber auch „Yeziden“ oder „Eziden“. Letzteres wird von vielen Angehörigen der Minderheit als Eigenbezeichnung bevorzugt.





**Kitzel mich!** Sestrs Kinder albern mit ihrer Erzieherin herum. Über ihnen hängen Fotos von ihren Familienmitgliedern.

# 1 000 000

**Eine Million Jesid\*innen gibt es schätzungsweise weltweit.** Vor dem Genozid war ihr Hauptsiedlungsgebiet in der nordirakischen Region Sindschar, wo ca. 500 000 Jesid\*innen lebten. In Deutschland befindet sich mit 150 000 Mitgliedern die größte jesidische Diaspora.

**Unter Frauen.** Die achtjährige Evin hat ihrer Mutter ein Bild gemalt. Ihr Vater lebt noch im Irak.



kannte. Und der siebenjährige Mishaal, der manchmal aus dem Nichts wütend wird. Stolz zeigen sie ihre Schultüten, blättern in ihren Heftern aus der Kindertageszeit, plappern. Sestr lächelt. Deutschland – das ist jetzt vor allem die Heimat ihrer Kinder.

„Weißt du noch, als ihr angekommen seid? Wie wir uns mit Hand und Fuß verständigt haben?“ fragt eine Erzieherin. „Und schaut mal, wo ihr heute steht!“

Wo sie stehen, lässt sich nicht an der Größe der Wohnung oder dem Sprachniveau ablesen. Wo sie hingehen, ihr Trauma wartet bereits. Die Kinder spielen vor den Augen der Getöteten und Vermissten, deren Bilder in großen Rahmen an der Wand hängen. Sie gehen zur Therapie und zum Spielplatz. Sestr macht einen Führerschein – und bleibt doch an den meisten Tagen zu Hause. Ihr Alltag und ihre Vergangenheit vermischen sich wie der Sesam und die bunten Zuckerstreusel auf dem Kuchen, den Sestr am Geburtstag ihrer Tochter backt.

Es gibt einen Satz, der im Gespräch mit den Überlebenden immer wieder fällt, auch jetzt, bei Sestr Alhamad: „Ich bin als Jesidin geboren und werde als Jesidin sterben.“ Er hat an Bedeutung gewonnen, seit die IS-Milizen sie durch Zwangsehen zu konvertieren versuchten, und hier in der Fremde wird er zu einem Mantra. Auch ihre Kinder sollen zu Hause Kurdisch sprechen, sollen später mal Jesid\*innen heiraten, wie es ihre Kultur traditionellerweise vorschreibt. Sollen, wenn sie nach ihrer Religion gefragt werden, dazu stehen, dass sie jesidisch sind.

Jesidin zu sein heißt für Sestr vor allem, verfolgt zu werden, ohne einen Grund dafür zu kennen.

Die Jesid\*innen haben ein eigenes Wort für ihre Verfolgung: Ferman. Der Sindschar-Genozid von 2014 war der 74. Genozid an der ethno-religiösen Minderheit, der weltweit rund eine Million Menschen angehören. Die Verfolgung ist zu einem Teil ihrer kollektiven Geschichte geworden. Nicht nur das eigene, sondern das Trauma einer ganzen Gemeinschaft und der früheren Generationen lastet auf ihnen. Für dieses Trauma aber gibt es kein spezielles Wort. Sestr Alhamad sagt nicht, sie hat eine posttraumatische Belastungsstörung. Stattdessen leidet ihr Körper, dröhnt ihr Kopf, der Schmerz formt sich zu Geschwüren im Magen und Entzündungen im Handgelenk.

„In den ersten drei Jahren habe ich das Zimmer verdunkelt, und wenn ich traurig war, habe ich mich selbst geschlagen. So konnte ich mich beruhigen. Mittlerweile schlage ich mich nicht mehr, aber weinen tue ich trotzdem.“

## DILAN

Im gleichen Haus, ein Stockwerk höher, schichtet Dilan Auberginen in einem großen Topf. Auf der Anrichte stapeln sich frisch gebackene Fladenbrote, und der kleine Ofen spuckt minütlich weitere aus. Ihre Tochter Layla beginnt im Nebenzimmer zu quengeln. Dilan geht mit ihr ins Bad, durch die geöffnete Tür dringt ihr Gesang: „Hände waschen, Hände waschen muss ein jedes Kind; Hände waschen, Hände waschen, bis sie sauber sind.“ Sie stolpert noch oft über deutsche Worte, aber Kinderlieder gehen ihr mühelos über die Lippen.

Dilan kommt aus Kocho, so wie Sestr. Sie lebten nur wenige Straßen voneinander entfernt, tanzten gemeinsam bei Hochzeiten auf dem Dorfplatz. Heute trennen die beiden ein Treppenhaus und ein langer Flur. Sie will sprechen, aber nicht unter ihrem echten Namen – und ohne in die Vergangenheit abzutauchen.

Auf dem Sofa strampelt ihre Tochter. „Baba“, brabbelt sie undeutlich. „Ja, Papa“, sagt Dilan und seufzt.

Dilans Mann lebt noch, aber nicht bei ihnen. Er blieb in dem Flüchtlingscamp im Irak, das sie selbst im Dezember 2015 verlassen

## Sie wollte nicht gehen, ohne zu wissen, was mit ihrem Mann geschehen ist.

hat, als sie in das Sonderkontingent aufgenommen wurde. Er überredete sie damals zu gehen. In zwei Jahren, so sagten ihnen die Projektmitarbeiter\*innen aus Deutschland, könne er nachkommen.

Dilan hat langes Haar, das ihr bis an die Hüften reicht. Auch wenn sie lächelt, bleiben ihre Augen ernst. Manchmal wird ihr Blick glasig, und sie schaut auf eine unbestimmte Stelle auf dem Boden vor ihr. Dann legt sich eine Schwere über sie, die nur ihre Töchter vertreiben können. Die ältere war gerade erst geboren, als der IS Kocho überfiel. Heute ist sie acht Jahre alt und stellt viele Fragen, die Dilan nicht beantworten kann: Wo die Narbe auf ihrer Stirn herkommt oder warum ihr Vater sie nicht von der Schule abholt.

Der Antrag auf Familiennachzug, den sie nach zwei Jahren stellte, wurde 2019 abgelehnt. Sie sind nicht das einzige Ehepaar, dem es so geht. 34 weitere Anträge von Frauen aus dem Kontingent blieben erfolglos. Denn der Sonderstatus, mit dem sie selbst damals gekommen sind, gilt nicht für den Rest ihrer Familie. Wer nachziehen will, muss

**Im Verborgenen.** Dilan heißt eigentlich anders. Über ihre IS-Gefangenschaft hat sie noch nie mit jemandem gesprochen.



## Ihre Seele sei noch nicht zur Ruhe gekommen, sagt Dîlan.

regulär Asyl beantragen – und hat schlechte Chancen, einen positiven Bescheid zu erhalten, seit 2015 die Geflüchtetenzahlen so stark gestiegen sind. Ein humanitäres Projekt stößt an seine politischen Grenzen.

Ihre jüngere Tochter Layla ist in Deutschland geboren, nachdem Dîlan ihren Mann im Frühling 2019 das letzte Mal besuchte. Sie hat ihren Vater noch nie gesehen, aber fragt trotzdem ständig nach ihm, während er ihr per Videoanruf beim Aufwachsen zusieht. Noch einmal besuchen können sie ihn nicht – denn um einen Reisepass für Layla ausstellen zu lassen, braucht es die Unterschrift des Vaters.

Die betreffenden Frauen und Kinder hätten gar nicht aufgenommen werden dürfen, wenn ihre Familie damals vollständig gewesen sei, schreibt das baden-württembergische Justizministerium in einem Brief an Dîlan, den sie jetzt in der Hand hält. „Das hat man uns damals nicht gesagt.“

„Ich war neun Monate in IS-Gefangenschaft und hatte gerade erst meinen Mann zurück. Wenn ich gewusst hätte, dass ich ihn wieder verlieren sollte auf diese Art und Weise, wäre ich niemals hergekommen.“

Seit fast sechs Jahren warten sie in dieser Schwebe.

„Der August ist immer die schwerste Zeit für uns“, sagt Dîlan später aus dem Nichts, als sie gemeinsam mit Sestr auf einer Decke in einem Tübinger Park Hühnchen und Reis essen. Wenn der Genozid sich jährt, ist sie schon frühmorgens wach und findet keine Ruhe mehr. Die Erinnerungen ziehen in schnellen Bildern vor ihren inneren Augen vorbei. Die Kinder springen um sie herum.

„Ich will nächstes Jahr im August in den Irak fliegen“, sagt Sestr. Sie kommt nicht los von der Heimat, auch wenn sie das Trauma aufbrechen lässt.

Dîlan schüttelt den Kopf. „Ich nicht.“ Sie will nicht zurückschauen, nicht in der Vergangenheit hängen bleiben, sondern Pläne für die Zukunft machen. Wenn nur ihr Mann endlich kommen dürfte.

„Es ist überall schlimm im August“, bemerkt Sestr. In Deutschland. Im Irak. Überall ist die Erinnerung. Zum kommenden Jahrestag will sie in ihrem alten Dorf sein.

Zwei Frauen. Für die eine ist die Vergangenheit wie eine Farbfotografie, die allmählich verblasst, verblässen soll. Für die andere ist die Vergangenheit ein Ort der Zuflucht. Sie muss festgehalten werden, das ist sie denen schuldig, die sie verloren hat.

### JIHAN

Derselbe Wohnblock, das Haus nebenan, erster Stock: In einem Zimmer, dessen Fenster zur Bundesstraße zeigt, sitzt Jihan Alomar im Schneidersitz auf ihrem Bett. Sie ist stark geschminkt, was sie älter aussehen lässt als 17. Neben ihrem Bett lehnt ein großer Spiegel, in dem sie sich jedes Mal prüfend ansieht, wenn sie daran vorbeigeht.

Jihan geht gerne shoppen und hat 36 000 Follower auf TikTok. Eine junge Jesidin, die sich ihren Weg in die Öffentlichkeit sucht. Sie hat ein Buch geschrieben, über ihre Zeit in der Gefangenschaft. Gerade wurden die ersten Exemplare gedruckt, eines davon schlägt sie jetzt auf und liest stockend eine Passage vor:

„Die zwei Geschäfte waren völlig überfüllt, trotzdem zwang der IS mit vorgehaltenen Gewehren alle hineinzugehen. Da ich sehr klein war, konnte ich nicht über die Menschenmenge sehen und rief deshalb die ganze Zeit den Namen meines Vaters, aber keiner hörte mich. Jeder um mich herum schrie den Namen seines Vaters, Bruders, Ehemanns oder Sohnes.“

Sie schaut auf. „Es ist gut, dass ich noch mal übe, bevor ich es vor den ganzen Leuten lese.“

Einige Tage später, zum Jahrestag des Genozids, wird sie nach Nürnberg fahren, um dort auf einer Gedenkfeier zu sprechen. Am gleichen Tag soll ihr Buch erscheinen.



**In der Nürnberger Frauenkirche** hält Jihan ihre Rede zum Jahrestag des Genozids. „Ich dachte nicht, dass ich weinen würde“, sagt sie später. „Aber dann habe ich den Schmerz in den Augen meiner Mutter gesehen.“

**Jihans Mutter Sajidah** weint um die Toten und Vermissten. Die Fotos, die normalerweise an einer Schnur über dem Esstisch hängen, ließ sie für die Gedenkfeier rahmen.





**Jihan** sortiert aus dem Essen jedes noch so kleine Tomatenstück. Seit sie in der IS-Gefangenschaft nur Tomatensuppe bekam, kann sie den Geschmack nicht mehr ertragen.

Bevor der IS kam, spielte sie gern mit Murmeln. Im Sommer, wenn es zu heiß wurde, schliefen sie auf den flachen Dächern ihrer Häuser. Sie putzte gern, auch, wenn sie es nicht musste, weil sie es mochte, wenn die Erwachsenen sie lobten. Sie war zehn Jahre alt, als der IS sie, ihre Mutter und ihre sechs Geschwister gefangen nahm.

Was danach geschah, hat sie auf 121 Seiten detailliert zu Protokoll gegeben: Wie die Milizen ihre Familie entführten und nach und nach voneinander trennten. Wie sie zum ersten Mal jemanden sterben sah. Wie die gesichtslosen Kämpfer hinter den schwarzen Masken sie verunsicherten. Wie ihre Mutter ihr erklärte, was mit den Mädchen geschah, die von den Männern ausgesucht wurden, wie sie Jihan deswegen unter dem Stoff ihres Rocks versteckte – mit Erfolg.

„Meine Mutter versuchte verzweifelt, eine Schere zu finden. Sie sah die letzte Chance für mich, weiter als Junge zu überleben. [...] Ich konnte nicht einmal weinen. Mein Stolz fiel mit meinen Haaren zusammen auf den verdreckten Boden. In diesem Moment wäre ich am liebsten nie als Mädchen auf die Welt gekommen.“

Gut eineinhalb Jahre später, am 26. Januar 2016, landete ihr Charterflugzeug in Stuttgart. Ein Bus brachte sie nach Tübingen. Ihr wurde schlecht, weil der IS sie in Bussen und Autos eng aneinandergedrängt von ihrer Heimatstadt Sindschar über Mossul bis nach Rakka in Syrien gebracht hatte. Sie sah zum ersten Mal spitz zulaufende Dächer und wusste, die Menschen um sie herum würden ihr nichts tun. Sie dachte an das, was vor ihr lag.

## Die Frauen schämen sich, ihr Stigma spaltet die jesidische Gemeinschaft. Eine Kriegsstrategie des IS.

Drei Jahre später beginnt sie mit ihrem Buch: Sie erzählt, ein Freund schreibt auf.

Das eigene Trauma als Lektüre für Jugendliche – für Jihan scheint das kein Widerspruch zu sein. Und doch kann sie selbst ihr Buch nicht lesen, sagt sie, bis Seite 18 komme sie, dann müsse sie aufhören, weil in ihrem Kopf der Film losgeht. „Aber ich habe es geschafft“, sagt sie und lächelt wieder auf ihre höfliche Art. „Ich wollte ein Buch schreiben, und ich habe es geschrieben.“

Auf den letzten Seiten ist eine Grafik von Jihans Familie abgedruckt: Drei Generationen, graue Figuren, von denen bis auf den kleinen Bruder Ameer alle Männer mit einem Kreuz durchgestrichen sind. Jihans Figur sticht rot hervor, sie steht in der Mitte ihrer sechs Geschwister. Ganz links ihre Schwester Sausan, die damals 17 Jahre alt und im zweiten Monat schwanger war. Unter ihrem Namen steht, etwas kleiner: in IS-Gefangenschaft. Bis heute wissen sie nicht, wo sie ist.

„Ich versuchte, die Tränen runterzuschlucken, und wusste, meinen Stolz, eine Jesidin zu sein, kann niemand brechen. Mein Vater hat mir diesen Mut vorgelebt. Ich wollte jetzt stark sein und mir vor diesen IS-Männern keine Blöße geben.“

Tränen runterschlucken, die jesidische Identität bewahren, sich keine Blöße geben – darum kämpfen Überlebende bis heute; auch in Deutschland, wo mit 150 000 Mitgliedern die größte jesidische Diaspora-Gruppe lebt. Ihr Stigma isoliert sie – denn wenn jesidische Frauen einmal mit IS-Kämpfern zwangsverheiratet waren, gehören sie und auch ihre Kinder streng genommen nicht mehr zur Gemeinschaft. Das wusste auch der IS – und machte die Versklavung und Vergewaltigung der Frauen zur Waffe seines Genozids.

„Ich fände es gut, wenn wir unsere Religion verstärken könnten“, sagt Jihan noch und meint: dass Jesid\*innen Männer oder Frauen heiraten dürfen, die einer anderen Religion angehören – oder dass man zum Jesidentum konvertieren dürfe. „Dann könnten wir eine große Religion werden, wie das Christentum oder der Islam.“ Sie überlegt kurz und wedelt den Gedanken mit einer Hand beiseite. „Aber viele würden jetzt sagen, dass ich Unsinn rede.“

Nürnberg, 3. August 2021, der offizielle Gedenktag des Genozids. In weißen Turnschuhen betritt Jihan die Nürnberger Frauenkirche, tauscht sie aber gleich gegen schwarze Sandaletten.

Sie tritt ans Mikrofon, ihre Stimme hallt durch die Kirche, sie blickt zu ihrer Mutter, die vor ihr auf einer der Holzbänke sitzt. „Viele Frauen befinden sich noch immer in der IS-Gefangenschaft. Wie soll man sich das vorstellen?“

Nach den ersten Sätzen bricht ihre Stimme. Sie klammert sich an das steinerne Pult. „Sieben Jahre lang mit Menschen zu verbringen, die dir das Liebste genommen haben.“ Unter Schluchzen spricht sie weiter. Zum ersten Mal weichen eingeübte Sätze einer kindlichen Trauer.

Als der nächste Redner zu sprechen beginnt, steht ihre Mutter auf und setzt sich vor die Collage mit den Bildern der Vermissten, die sie in einer Ecke der Kirche aufgestellt hat. Wortlos beginnt sie zu klagen, so laut, dass ihr Weinen die Worte des Redners übertönt. Sie bleibt auch noch sitzen, als die Veranstaltung schon zu Ende ist, still blickt sie in die Gesichter der Abwesenden.

Jihan posiert für Fotos, beantwortet geduldig Fragen, gibt ein kurzes Interview. Ersetzt mit ihren Worten die Sprachlosigkeit der Älteren. Ihr Buch hält sie vor sich wie einen Schutzschild. Eine Rednerin verabschiedet sich im Vorbeigehen: „Ich hoffe, ich werde noch viel von dir sehen.“

„Ja, das wirst du“, sagt Jihan, ohne zu zögern, an diesem Jahrestag, an dem Vergangenheit und Zukunft so nah beieinanderliegen.

## Making of:

# VI



Helena Weise (r.) und Paulina Metzschler feierten bei dieser Recherche Kindergeburtstage mit, saßen bei Fahrtstunden auf der Rückbank und zum Picknick auf einer Decke im Park. Es wurde gegessen und geredet, gescherzt und gelacht, geschwiegen und geweint – manchmal kurz hintereinander. Und während sich die Geschichten von einem Glas Tee zum nächsten und von Tür zu Tür weiterstrickten und zusammenfügten, sprachen Autorin und Fotografin abends auf dem Heimweg nach Reutlingen vor allem über eins: Wie eng in dem Tübinger Wohnblock Trauma und Alltag, Trauer und Freude miteinander verwoben sind. Und darüber, wie schwierig es ist, beidem – der Erinnerung und der Gegenwart – gerecht zu werden.

[weisehelena@posteo.de](mailto:weisehelena@posteo.de) / [paulina-metzschler@gmx.de](mailto:paulina-metzschler@gmx.de)



# MILLION DOLLAR BODEN

TEXT: FRANZISKA PRÖLL  
FOTOS: MAGDALENA VIDOVIC

In Brandenburg  
schießen die Preise für  
Ackerflächen in die Höhe  
– auch, weil Konzerne  
und Investoren  
zugreifen. Was bedeutet  
das für Landwirte,  
deren Existenz an diesen  
Feldern hängt?



Im grauen Koffer trägt Georg Wihan seinen Feuchtemesser auf das Feld. Ist der Weizen trocken genug, rücken die Mähdrescher an.



JOHN DEERE

**Mähdrescher** rauschen über ein 120 Hektar großes Feld bei Sachsendorf. Etwa zehn Stunden dauert es, den Weizen zu ernten.



# W

Wenn Georg Wihan mit der Ernte beginnt, zieht er sein Feuchtemessgerät aus dem Koffer.

Wenn Johannes Erz mit der Ernte beginnt, nimmt er ein Küchenmesser und kappt die Stiele der Hokkaido-Kürbisse.

Wenn Lutz Wercham mit der Ernte beginnt, setzt er sich in seinen Mähdrescher und erntet damit Blumensamen.

Der Erste ist Agraringenieur und produziert für den Weltmarkt, der Zweite ist Öko-Bauer und produziert für Berliner Biokisten, der Dritte vermehrt Saatgut, konventionell und für ausgewählte Händler, überhaupt steht er in vielen Dingen in der Mitte. Die drei Landwirte könnten verschiedener kaum sein. Und doch plagt sie dieselbe Sorge: Die Ressource Boden wird knapp.

Nicht nur werden jeden Tag 52 Hektar fruchtbaren Ackerlandes in Deutschland unter Asphalt, Stein, Beton begraben und zerstört.

Auch die Preise explodieren. In Brandenburg, wo die drei Landwirte leben, haben sich die Kaufpreise für Ackerflächen in den vergangenen zwölf Jahren fast vervierfacht. Nicht zuletzt, weil Konzerne und Investoren Ackerland als Kapitalanlage entdeckt haben. Ein Hektar im Oderbruch kostet heute bis zu 26000 Euro. Der brandenburgische Landwirtschaftsminister warnt vor dem „Ausverkauf der märkischen Landwirtschaft“.

Dieser Text unternimmt eine Reise durch das Oderbruch im Herzen des Landkreises Märkisch-Oderland, wo die drei Landwirte um jene Flächen kämpfen, an denen ihre Existenz hängt. Wie kommen sie an Boden – und wie nachhaltig gehen sie damit um?

Lutz Wercham hat seine Nische gefunden: Saatgut, konventionell im Anbau, vertrieben an deutsche Händler. An einem Morgen im August

steigt Wercham um 7.35 Uhr auf seinen Fendt 930 Vario, zehn Tonnen schwer, um ein Feld in der Nähe von Letschin zu grubbern. Er setzt sich, schaltet die Klimaanlage an, dreht die Musikbox auf. Elektronische Beats dröhnen daraus so laut, dass sie das Fluchen des Landwirts beinahe übertönen. „Die Immobilienkrise und die ganze Scheiße“, die steigenden Flächenpreise, das ärgert ihn, doch er lasse sich davon nicht unterkriegen.

Jeden Winter, erzählt er, wenn auf dem Hof weniger zu tun war, stieg er ins Auto und besuchte Besitzer von Ackerland, um von ihnen Flächen dazuzupachten. Zehn Jahre ging das so, kreuz und quer fuhr Wercham durch Deutschland, zu mehr als 50 Personen. Denn viele Menschen, denen Flächen im Osten von Deutschland gehören, zogen nach der Wende in den Westen.

Namen und Adressen hatte Wercham beim Katasteramt erfragt. 13,09 Euro zahlte er für jede Angabe.

Er suchte nach Äckern in der Nähe seines Heimatdorfes Letschin, 10 bis 100 Hektar groß, fruchtbar, bewirtschaftet durch eine GmbH oder Genossenschaft. „Niemand würde ich einen Privatbauern aus seinen Flächen herauslösen“, sagt Wercham. „Das verbietet meine Berufsehre.“ Zugleich sei er Unternehmer und gezwungen zu wachsen.

Wenn Wercham an Türen in Schleswig-Holstein, Bayern und Nordrhein-Westfalen klingelte, trug er Jeans und ein schlichtes T-Shirt. Ein bisschen flau habe sich sein Magen angefühlt, aber er hatte ein Ziel vor Augen, das ihn antrieb und hoffen ließ, auch nach Rückschlägen. „Einige Leute haben mir die Tür vor der Nase zugeschlagen“, sagt er.

Andere Menschen ließen ihn in die Stube. „Du hast zwei Minuten, um dich und dein Projekt vorzustellen“, sagt Wercham. Das ging in etwa so: Er, Landwirt aus Letschin im Oderbruch, brauche Ackerland, um Saatgut zu vermehren. Um so viele Samen anzubieten, dass es sich für Händler lohnt, bei ihm zu kaufen. Gras- und Blumensamen fordern sehr gute Erde. Danach suche er.

In sechs Jahren hat Wercham seinen Betrieb um mehr als das Doppelte vergrößert: von 300 auf 650 Hektar. Sein Einsatz hat sich gelohnt. 100 Hektar hat er von einem Finanzberater aus Nordrhein-Westfalen gepachtet. Wercham überweist pünktlich und dankt dem Verpächter zum Geburtstag mit Kuchen.

Wercham pflanzt Ringelblumen, Gräser, Margeriten und Mohn. Während er im Traktor vom Feld zur Hofstelle tuckert, rund 15 Kilometer über die Kreisstraße, kommt er



**Lutz Wercham** will seinen Betrieb einmal an seinen Sohn übergeben. Auch er hat den Hof von seinem Vater übernommen.

# 52 ha

**fruchtbares Ackerland** werden in Deutschland täglich unter Stahl, Stein und Beton begraben.



„Einige Leute haben mir die Tür vor der Nase zugeschlagen.“

an einigen seiner Äcker vorbei. Er fragt sich, wie es gelingt, seinen Platz in der Nische zu festigen. Nach weiteren Flächen hält er Ausschau. Er überlegt, eine neue Maschine anzuschaffen, um schneller zu ernten. Oder Saatgut selbst weiterzuverarbeiten.

Einige Kilometer weiter erntet Johannes Erz in Alt Tucheband seine Kürbisse. Rot leuchten seine Wangen, der Bio-Bauer trägt Kappe, Latzhose und ein grünes T-Shirt mit der Aufschrift „Wir haben es satt“. Mehrmals hat Erz in Berlin mit diesem Bündnis von Landwirten und Umweltschützern demonstriert: gegen Massenprodukte, für einen nachhaltigen Umgang mit dem Boden.

Neben Erz steht seine Frau Hanna auf dem Feld. Die beiden schneiden Hokkaidos mit dem Küchenmesser ab, sammeln sie in Holzkisten und fahren sie mit einem kleinen Traktor vom Feld. Modell: Titan Machinery LRA 3820, etwa zwei Tonnen schwer.

Mehr als 3,6 Tonnen an Gewicht bringen die Erzens nicht auf den Acker. Das würde den Boden zu sehr belasten und verdichten, sagen sie. Mit der Zeit wären seine Poren weniger luftig, seine Struktur weniger fein. Dadurch bliebe weniger Kohlendioxid in der Erde.

Vor fünf Jahren haben Hanna und Johannes Erz den Hof übernommen. Nach dem Ökolandbau-Studium wollten sie ins Oderbruch ziehen. Wegen der Nähe zu Berlin, wegen der Auenlehmböden.

Feldbau im Oderbruch erfordert Wissen und Geschick. Ist der Boden nass, klebt er. Ist er zu trocken, härtet er aus. Landwirte sprechen von „Minutenboden“.

20 Hektar bepflanzen die Erzens mit Gemüse. Weiter zu wachsen, kommt für sie nicht in Frage.

„Wir wollen unseren Böden gerecht werden“, sagt Johannes Erz.

„Auch nachfolgende Generationen sollen auf diesem Boden anbauen können“, sagt Hanna Erz.

Kürbisse wachsen neben Kartoffeln, Sommerhafer wächst neben Winterweizen. Jeder Acker ist rund einen Hektar groß. Einer hat gerade Urlaub. Auf diesem Acker steht Klee-gras, das Schatten wirft und Wurzeln schlägt, die im Boden feine Krümel hinterlassen. Das schützt ihn vor Erosion.

Würmer, Vögel, Insekten und Mikroorganismen lieben kleine, abwechslungsreiche Parzellen. Dort nisten sie viel lieber als auf großflächigen, durch Monokulturen bestellten Feldern. Das zeigt eine aktuelle Studie der Universität Göttingen.



**Johannes Erz** inspiziert seine Felder. Er tastet nach der Erde und fühlt, wie es ihr geht.

Johannes Erz freut sich, als er bei der Kürbisernte ein millimetergroßes Loch im Boden entdeckt, durch das sich ein Regenwurm geschlängelt hat. So unscheinbar die glitschigen Tiere vielen Menschen erscheinen, so wichtig sind sie für den Boden: Welche Blätter verwandeln sie in nährstoffreichen Humus.

Nur auf fruchtbaren Böden gedeihen Pflanzen, die Menschen ernähren. Das Erdreich, sagen die Erzens, ist Grundlage allen Lebens. Mit ihrer Landwirtschaft sorgen sie dafür, die Erde zu bewahren – damit sie auch in Jahrzehnten noch Früchte trägt.

Auf einem Weizenfeld der ODEGA in Sachsendorf packt Georg Wihan seinen Feuchtemesser in den Koffer. 15 Prozent ergab die Messung, er ist damit zufrieden. Wihan bestellt seine Fahrer, setzt sich ans Steuer seines Pick-ups und fährt zum nächsten Feld. Auch dort wird er messen, auch dort wird er sich zwischen Ähren und Grannen hindurchzwängen. Von den Feldeinsätzen sind seine Beine zerkratzt.

Bis zu 200 Kilometer legt Wihan, der Agraringenieur, an einem Erntetag zurück, wenn er Felder kontrolliert. Er leitet die Land-

wirtschaft Golzow GmbH, den ODEGA-Standort mit der meisten Fläche. Gemeinsam mit einem Kollegen verwaltet er 6300 Hektar, so als wäre er Platzwart für ungefähr 10 000 Fußballfelder.

Wenn ODEGA erntet, rücken drei Mähdröser an, Modell Claas Lexion 770, je 18 Tonnen schwer. Die Giganten ziehen über den Acker, wirbeln mächtig Staub auf, fahren daraus hervor wie aus einem Nebel. Zwölf Meter breit ist ihr Maul, mit dem sie Halm um Halm verschlingen.

„Wir haben uns diese Größe erarbeitet“, sagt Wihan, „es wurde uns nix geschenkt.“

1982 schloss er seine Ausbildung zum Agrotechniker ab, seitdem arbeitet er bei der LPG Pflanzenproduktion Golzow „30. Jahrestag des Sieges“, der heutigen Landwirtschaft Golzow GmbH. Später studierte er Agraringenieurwesen. Denn Wihan wollte nicht sein Leben lang Schlepper fahren, sondern mehr über Ackerbau, Getreideverkauf und Maschinentechnik lernen, er strebte nach einer Führungsposition.

„Vielen gefällt nicht, dass wir immer größer geworden sind“, sagt sein Chef.

Er heißt Detlef Brauer und hat dafür gesorgt, dass ODEGA zu einem der größten Agrarunternehmen Brandenburgs herangewachsen ist. 1996 übernahm er die Leitung des ODEGA-Stammbetriebs in Groß Neuendorf. Von da an lässt er den „Oderbruchgemüsegarten“ wachsen. Wenn Betriebsleiter einen Nachfolger suchen, wenn Betriebe finanziell in Schwierigkeiten geraten, ist er zur Stelle.

In Brandenburg bewirtschaftet ODEGA rund 19 000 Hektar. Zwei Drittel der Flächen befinden

**Die Hokkaidos** ernten Johannes und Hanna Erz von Hand. Als Teil von Gemüseboxen werden sie nach Berlin geliefert.



## Welt- oder Regionalmarkt? Konventionell oder Bio? Das hängt auch von der Fläche eines Betriebes ab.

sich in Märkisch-Oderland. Außer dem flächenstärksten Standort, der Landwirtschaft Golzow GmbH, gehören 23 weitere Betriebe zur Firmengruppe. Sie mästen Enten, verarbeiten Gurken, produzieren Biogas. Jahresumsatz: 34 Millionen Euro.

Große Flächen, schweres Gerät – so versucht sich ODEGA auf dem Weltmarkt zu behaupten. Gegen Ungeziefer spritzt man Pestizide, gegen das Verdichten und Versauern der Böden bringt man Kalk und Gärreste aus. Wihan, der Betriebsleiter in Golzow, behält Ackerbau und Ausgaben im Blick.

An einem Donnerstag im August freut er sich, dass der Weizen in Sachsendorf, Golzow und Seelow, auf drei riesigen Feldern, trocken genug ist. Läge die Feuchte über 15 Prozent, müsste man das Korn im Lager beheizen. Das wäre teuer, ein Minus für die Kalkulation, ein Nachteil auf dem Markt.

Seit 2007 nehmen Bodenpreise eine steile Kurve, auch weil Investoren mitmischen. 2017 untersuchte das Thünen-Institut erst-

mals deren Einfluss auf den Bodenmarkt. Das Ergebnis: Investoren, die mal mehr, mal weniger mit Landwirtschaft zu tun haben, sind in Brandenburg verbreitet – insbesondere in Märkisch-Oderland. Von allen zwischen 2007 und 2017 übertragenen Ackerflächen gingen in diesem Landkreis 61 Prozent an nichtlandwirtschaftliche Investoren.

Wenn das so weitergehe, lasse sich Ostbrandenburg „bald eher mit dem Großgrundbesitz in Argentinien als mit traditionellen mitteleuropäischen Agrarstrukturen vergleichen“, warnte Axel Vogel, damals Fraktionsmitglied der Grünen im brandenburgischen Landtag, heute Landwirtschaftsminister.

Auch der Bundestag debattierte über Bodenpreise. Dort war es ausgerechnet ein CDU-Mann, der dagegen wettete. Hans-Georg von der Marwitz, selbst Landwirt, führt im märkischen Friedersdorf den Gutshof seiner Vorfahren. Von 2009 bis



**Eine Hofstelle** mit angrenzenden Feldern finden Junglandwirte in Brandenburg selten. Johannes Erz und seine Frau hatten Glück.



**Weizenlager** auf dem Hof von Lutz Wercham. Die Ernte im Oderbruch war wegen der Hitze im Juni eher bescheiden.

2021 vertrat er den Wahlkreis Märkisch-Oderland – Barnim II im Bundestag. Schon 2013 warnte er vor den Folgen der EU-Agrarpolitik.

Flächenstarke Betriebe, sagte er damals in seiner Rede im Bundestag, bekommen ein „hübsches Sümmchen“. Ob sie etwas für die Region tun, ob sie sich als Teil einer Generationskette verstehen, spiele keine Rolle. Doch genau das sei entscheidend. Landwirte müssten dafür belohnt werden, Verantwortung für den Boden zu übernehmen – ihn nicht einfach zu bewirtschaften, sondern für die nächste Generation zu bewahren.

Von der Marwitz' Worte hat die CDU kaum gehört. Wer grün argumentiert, hat es schwer in einer Partei, die sich selbst dann ans Gewohnte klammert, wenn Fluten ganze Dörfer niederreißen, wie im Juli in Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz. Landwirtschaftsministerin Julia Klöckner (CDU) hat für die nächste EU-Förderperiode einen „Systemwechsel“ angekündigt. Umweltschützer und Öko-Bauern bestreiten jedoch, dass sich bis 2027 etwas ändern wird. Nach wie vor fließe zu viel Geld für Hektarzahlen.

## Je größer der Betrieb, desto höher die Subventionen. Umweltschützer und Öko-Bauern kritisieren das.

Weiträumige Flächen sind das, was Investoren nach Ostdeutschland lockt. Ein einzelner Acker ist in Brandenburg oft größer als die gesamte Fläche eines Hofes in Bayern. In der DDR zwang die Regierung alle Bauern, ihre Äcker und Maschinen in Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften (LPGs) einzubringen. Weil sie fürchteten, von ihren eigenen Flächen nicht leben zu können, entschieden sich die meisten Bauern nach der Wende für den Erhalt kollektiver Strukturen.

Mit nur einem Kauf erwerben Investoren also viel Land. Bauen sie nur eine Pflanzenart an, fahren sie mit wenig Maschineneinsatz viel Ertrag ein. Weil Monokulturen jedoch anfällig für Schädlinge sind, müssen Pestizide her. Die Folge: Vögel und Insekten sterben, die Biodiversität nimmt ab.

Aber Investor ist nicht gleich Investor. Es gibt korrupte wie Siegfried Hofreiter, den viele „Heuschrecke“ nennen, aber auch akzeptierte wie Jürgen Lindhorst, über den zumindest das Kreislandwirtschaftsamt sagt, der Kontakt sei „vernünftig“.

Lindhorst lässt im Oderbruch rund 9000 Hektar bewirtschaften. Auch im übrigen Ost-

deutschland gehören ihm riesige Äcker. Wobei seine Unternehmensgruppe aus Niedersachsen stammt und dort Seniorenheime betreibt.

Hofreiter, die „Heuschrecke“, ging 2007 als erster deutscher Bauer an die Börse. In Ostdeutschland, Litauen und Rumänien riss er sich reihenweise Betriebe unter den Nagel. 2016 wirtschaftete er auf 45 000 Hektar, von EU-Flächen-subsventionen profitierte er massiv.

Im selben Jahr ging seine Firma pleite, die KTG Agrar. Hofreiter hatte viel mehr Geld ausgegeben als eingenommen, jahrelang, doch niemand hatte es gemerkt, weder Wirtschaftsprüfer noch Anleger noch Aktionäre. Hofreiter zockte bis zum Schluss. Nach außen spielte er heile Welt, aber bettelte bei Düngefirmen um Kredit.

Weil Betriebe im Osten von Deutschland groß sind, weil Bodenpreise in die Höhe schießen, kommen bei Übernahmen nur vermögende Personen zum Zuge. Die Chefs früherer LPGs erreichen das Rentenalter. Sie verkaufen ihre Firmenanteile, um sich abzusichern, und fordern bis zu



**Detlef Brauer** führt ODEGA seit den 1990er Jahren. Er hat das Unternehmen groß gemacht.

sechsstellige Summen. Lindhorst, Hofreiter oder reiche Rechtsanwälte können die Ablöse aufbringen – nicht aber der Landwirt von nebenan.

Lutz Wercham, den Saatgutvermehrter, ärgert, dass LPG-Strukturen nach der Wende erhalten geblieben sind. Teilweise wirtschaftet er zwischen Lindhorst-Land und Flächen der Deutschen Agrar-Holding, die große Teile der insolventen KTG Agrar übernahm. „In den 90er Jahren hätte man die großen Betriebe schlachten müssen“, sagt Wercham. Gäbe es mehr Betriebe in seiner Größe, wäre es den Investoren zu mühselig, sich Stück für Stück um Land zu kümmern. Landwirte in seiner Größenordnung könnten sich kleinere Flächen leisten.

Nach der Wende wandelten sich ehemalige LPGs um: in Kapitalgesellschaften – GmbHs, GmbH & Co. KGs, Aktiengesellschaften – oder Genossenschaften. Heute können Investoren Anteile dieser Betriebe kaufen.

Wechseln weniger als 90 Prozent der Anteile an den Käufer, spart er sich die Grunderwerbssteuer. Man spricht von sogenannten Share Deals, die behördlich nicht erfasst werden müssen. Dagegen zahlt jeder Landwirt, der in Brandenburg ein einzelnes Stück Land kauft, 6,5 Prozent an Steuern, zusätzlich zum Preis eines Flurstücks. Eine Ungerechtigkeit, finden viele Kleinbauern.

Auch Axel Vogel, der grüne Landwirtschaftsminister von Brandenburg, ist besorgt. Betriebe, die aufgekauft werden, behalten meistens ihren früheren Namen. Firmengeflechte sind für Anwohner nicht erkennbar, teils nicht einmal für Behörden. Es sei höchste Zeit, mit einem Gesetz gegenzusteuern, findet der Minister.

Er will verhindern, dass immer mehr Land an Nichtlandwirte entgleitet. Preise seien so stark angestiegen, dass viele Landwirte den Erwerb von



**Die Erntekrone**, ein Kranz aus Getreideähren, schmückt den Besprechungsraum von ODEGA in Golzow.



**Das Oderbruch** ist ein ehemaliges Binnendelta mit fruchtbaren Böden. Ackerflächen in diesem Gebiet sind begehrt.

Flächen nicht mehr aus ihren Einkommen finanzieren können. Das müsse sich ändern.

Wie? Darüber hält man sich im Landwirtschaftsministerium bedeckt. Ob es eine Preisbremse für Ackerflächen geben soll, dazu möchten die Beteiligten nichts sagen. Ziel sei jedoch, „Preismissbrauch bei Flächenkäufen effektiver zu vermeiden“ als bisher möglich, sagt eine Referentin.

Bislang hat Baden-Württemberg als einziges Bundesland ein Bodengesetz verabschiedet. Sachsen-Anhalt scheiterte zweimal daran, unter anderem am Widerstand des Bauernverbands. Er vertritt die Interessen der Großbetriebe, er pflegt enge Kontakte zu Politikern. Auch in Brandenburg protestiert er gegen das Vorhaben des Landwirtschaftsministers.

Der Landesbauernverband sieht in Vogens Plänen eine „Missbilligung gewachsener ostdeutscher Strukturen“. Wer seine Anteile an einer Genossenschaft aus Altersgründen verkaufen will, müsse das auch tun können, so das Argument. Renten seien in der Landwirtschaft gering, Betriebsleiter daher auf den Verkauf ihrer Geschäftsanteile angewiesen.

Hinter dem Argument steht aber auch: Nur Investoren oder Leiter anderer, großer Landwirtschaftsbetriebe können diese Summen überhaupt aufbringen.

Auf dem Bodenmarkt prallen Interessen aufeinander. Wercham, Erz, Wihan, die drei Landwirte aus dem Oderbruch, stehen beispielhaft dafür. Alle drei kämpfen für ihre Sichtweisen, alle drei sind überzeugt, das Richtige zu tun.

Wihan und sein Chef lassen ODEGA wachsen, weil ihre konventionelle Landwirtschaft über Fläche funktioniert. Sie streben nach möglichst hohen Erträgen. Nur so halten sie auf dem Weltmarkt mit – auf Kosten der Bodenqualität.

Johannes Erz, der Bio-Bauer, wächst nicht mehr. Sein Markt ist eine Nische: Bio für Berlin. Mit regionalem Gemüse ist die Hauptstadt unterversorgt. Dafür hegt Erz jeden Fleck. Sein Boden soll lange durchhalten.

Lutz Wercham steht zwischen den beiden: Er pachtet einzelne Felder, er wächst gerade so viel, wie er muss, um vom Saatgutverkauf zu leben. Seine Händler geben ihm bestimmte Mengen vor. Am liebsten würde Wercham auf Bio umstellen. Doch er fürchtet, seine Kosten nicht zu decken. Zwei Jahre dauert das Umstellen: Landwirte ernten Bio, aber verdienen konventionell, während die Ausgaben für Flächen, Löhne und Maschinen steigen.

Wenn man sich ausgiebig mit den Landwirten unterhält, versteht man, warum es schwer ist, alle drei Vorstellungen in ein Gesetz zu packen. Wie sie wirtschaften, wie viel Geld sie für Land aufbringen, wie dringend sie auf weitere Flächen angewiesen sind – darin unterscheiden sie sich.

Wenn Georg Wihan Feierabend macht, winkt er seinen Kollegen und fährt davon. An einem Mittwoch im August schleichen die Mähdrescher um 20.54 Uhr vom Feld. Die Sonne geht gerade unter. Noch haben die Fahrer nicht alles gedroschen. Schuld ist der Schachtelhalm, ein unliebsames Unkraut, das auf sauren Böden sprießt und sich zwischen die Weizenstängel schiebt. In der Abenddämmerung ist er zu feucht, um ihn zu durchtrennen. Um die letzten Quadratmeter wird sich also am nächsten Tag ein Fahrer kümmern, den Wihan woanders entbehrt.

Wenn Johannes Erz Feierabend macht, fährt er die letzte Kürbiskiste zum Hof. Gegen 19.30 Uhr stellt er den Motor ab, steigt vom Traktor, streichelt seinen Hund und verabschiedet sich zum Abendessen.

Wenn Lutz Wercham Feierabend macht, verabschiedet er seinen Mitarbeiter per Handschlag. Er parkt seinen Traktor auf dem Hof und steigt ins Auto. Beim Maschinenhändler will er sich eine neue Scheibenegge ansehen, ein Gerät, um den Boden zu lockern. Eine neue Investition.

Drei Bauern. Drei Arten von Landwirtschaft. Welche davon in die Zukunft führt, ist noch nicht entschieden.

# 26 000

**Euro** kostet ein Hektar Ackerland in Märkisch-Oderland. Damit ist der Landkreis einer der teuersten in Brandenburg.

Making of:

VIII



Was passiert, wenn Landwirte sich ihr Land nicht mehr leisten können? Mit dieser Frage starteten Franziska Pröll (Text) und Magdalena Vidovic (Fotos) in ihre Recherche. Zehn Tage reisten sie durch Märkisch-Oderland, einen Landkreis im Osten von Brandenburg. Sie fragten Landwirte, was steigende Flächenpreise bedeuten. Und lernten viel über das System. Seither schauen die beiden noch genauer hin, was sie im Supermarkt in ihren Einkaufswagen packen. Wo kommt das Mehl her, wo wurde es produziert? Und wenn das Wetter Kapriolen schlägt, sind sie in Gedanken bei den Landwirten im Oderbruch.

[franziska.proell@web.de](mailto:franziska.proell@web.de) / [vidovic.magdalena@gmail.com](mailto:vidovic.magdalena@gmail.com)

# H<sub>2</sub>ELGOLAND

TEXT: YVES BELLINGHAUSEN  
FOTOS: JAN KRÄUTLE



**Jörg Singer** ist parteiloser Bürgermeister von Helgoland und lockt die Windkraftbranche auf die Insel.

Ginge es nach Helgolands ehrgeizigem Bürgermeister, dann sollen die Windparks rund um Helgoland jährlich eine Millionen Tonnen Wasserstoff erzeugen, um LKWs, Flugzeuge und Turbinen klimaneutral anzutreiben. Es wäre eines der weltgrößten Projekte dieser Art. Doch die Insulaner zaudern.

**Nachts irrlichtert**  
der nördliche Horizont von Helgoland. Schon drei Windparks stehen dort, ein vierter wird gebaut.



**Jörg Singer** am Südhafen. Hier soll einmal Land aufgeschüttet werden, um ein Wasserstoff-Terminal zu bauen.



Mittags um 13 Uhr kommen sie: Die Fähren aus Hamburg oder Büsum legen auf Helgoland an, und plötzlich wird aus der verschlafenen Nordseeinsel eine Touri-Hochburg. An Bord haben sie Hunderte Tagestouristen. Rentner und junge Eltern drängeln sich über die Gangway. Sie wollen Kegelrobben fotografieren und Trottelummen kreischen hören. Sie marschieren in die Duty-free-Shops, essen ein Fischbrötchen in Helgolands bunten Hummerbuden oder trinken Aperol Spritz an der Uferpromenade.

Zwischen den Touristen daddeln Männer in schwarzen Regenjacken gelangweilt auf ihren Handys herum. Sie fotografieren nichts, sie trinken auch keinen Aperol Spritz, nein, an Land angekommen laufen sie direkt in die große Halle gleich am Hafen, auf der RWE steht. Oder sie grüßen Kollegen auf den anderen Schiffen im Hafen, die „Seewind 1“ oder „Mainprize Offshore“ heißen. Oder sie checken direkt ein im größten Hotel Helgolands: dem Hotel „Atoll“.

Obwohl, eigentlich ist das Hotel „Atoll“ kein Hotel mehr – denn seitdem der Energiekonzern WindMW es gepachtet hat, dürfen hier keine Touristen mehr wohnen, sondern nur noch Wanderarbeiter, die Windanlagen reparieren oder steuern.

Seit Jahrhunderten kommen Touristen nach Helgoland – auf die Insel, die sich gerne Deutschlands einzige Hochseeinsel nennt. Aber Helgoland hat ein zweites Gesicht bekommen: Seit 2011 nennt Helgoland sich Erste Serviceinsel der Welt für die Offshore-Windkraft. Die Energieindustrie ist auf die kleine Nordseeinsel gekommen, um hier einen Außenposten zu errichten – mitten in der Deutschen Bucht, wo sie die Nordsee-Stürme ernten können.

Der Mann, der RWE und WindMW auf die Insel lockte, heißt Jörg Singer, seit 2011 Bürgermeister von Helgoland. Singer – kantiges Kinn, eckige Brille – sitzt in seinem Büro im Helgoländer Rathaus und sagt: „Klar, am Anfang gab es viele Offshore-Kritiker, aber heute stehen 95 Prozent der Helgoländer hinter dem neuen Standbein Offshore.“ Umfragen, die das belegen, gibt es nicht. Aber hört man sich auf Helgoland um, dann scheinen die meisten Bürger überzeugt: Ohne das Offshore-Geld ginge es halt nicht.

Doch geht es nach Helgolands Bürgermeister, dann war das erst der Anfang: Helgoland soll zum Zentrum der deutschen Wasserstoffwirtschaft werden. Hunderte neuer Windkraftanlagen sollen vor der Insel Wasserstoff erzeugen, der per Pipeline nach Helgoland gebracht und von da aus weiter ans Festland verschifft werden soll.

Jörg Singer läuft aus dem Rathaus und bahnt sich seinen Weg zwischen Touristen und Wanderarbeitern in Richtung Südhafen. „Hier könnte eine Wasserstoff-Pipeline landen“, sagt er und zeigt im Vorbeigehen auf eine Baracke aus weißem Wellblech. Er geht an einer Frachthalle vorbei und sagt: „Die ist schon gut die Hälfte belegt, aber da ist noch Platz drin für unser Wasserstoffgeschäft.“

Schließlich kommt er am Südhafen an. Silbermöwen drehen kreischend ihre Runden

# 7000

**Bomben** fielen im Zweiten Weltkrieg in nur 100 Minuten auf die Insel.

am Himmel. „Ja, die Molen vom Vorhafen wird der Bund für einen dreistelligen Millionenbetrag sanieren, da könnte man auch Land aufschütten für ein LOHC-Terminal.“ LOHC ist die Trägerflüssigkeit, mit der Wasserstoff transportiert wird.

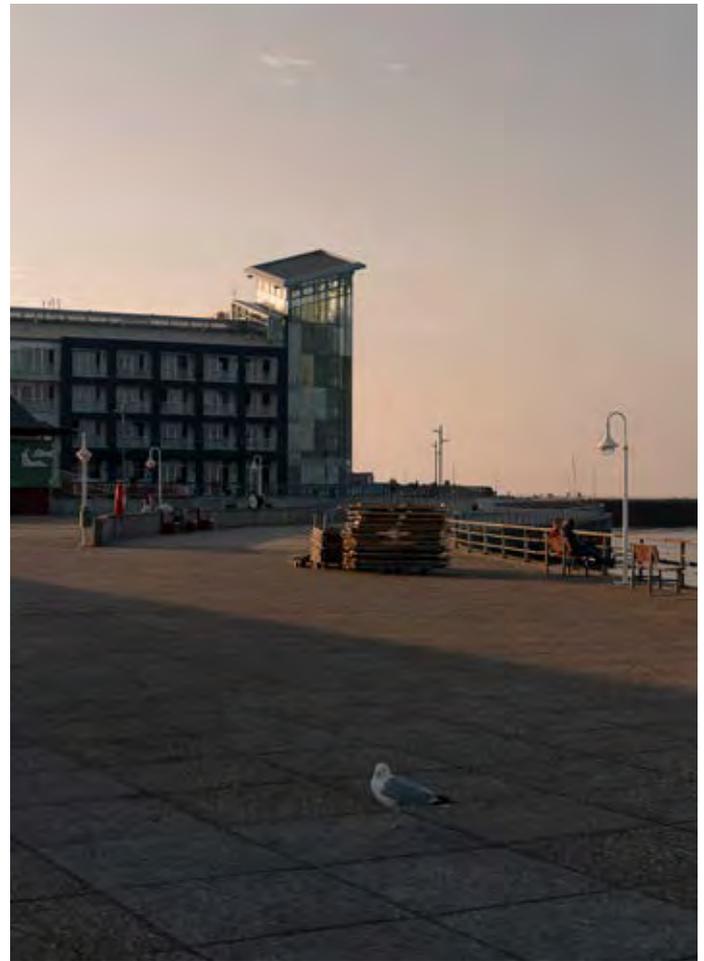
AquaVentus heißt das Projekt, und es ist eins der größten Wasserstoffvorhaben, die derzeit auf der Welt geplant sind. Wasserstoff soll der Treibstoff der klimaneutralen Zukunft werden. Heute ist Wasserstoff zwar noch Mangelware – aber die EU und die Bundesregierung wollen das ändern. Sie fördern Wasserstoffvorhaben wie AquaVentus, das immerhin viele Milliarden Euro kosten soll. Dafür soll AquaVentus so viel Wasserstoff herstellen können, wie heute die gesamte deutsche Chemieindustrie verbraucht.

Doch auf Helgoland glauben viele, dass das ein paar Nummern zu groß ist für die kleine Insel. Einerseits. Andererseits braucht die Insel dringend Geld. Wasserstoff? Eigentlich eine gute Idee, aber besser nicht hier. Zukunft? Ja, gern, aber bitte nicht so schnell. Die Helgoländer zaudern, aber ihr Bürgermeister will das Projekt trotzdem durchziehen. Sieht er das Zaudern nicht, oder ist es ihm egal?

Olaf Ohlsen sitzt am Küchentisch seiner Wohnung, gleich am Helgoländer Leuchtturm, umringt von Fotos seiner Kinder, seiner Frau und dem Nachkriegs-Helgoland. Er ist einer der ältesten Einwohner der Insel und hat mitbekommen, wie Helgoland über die Jahrzehnte langsam abgestiegen ist. „Die goldenen Jahre von Helgoland waren vor den Kriegen“, sagt er, ohne lange nachzudenken. Im 19. Jahrhundert war Helgoland ein mondäner Badeort für die deutsche Oberschicht. Auf der Insel eröffneten Restaurants, Cafés und eine Spielbank.

Aber mit den Weltkriegen begann der Abstieg. Erst machten die Nazis Helgoland zur Kriegsinsel, dann warfen die Engländer 7000 Bomben auf Helgoland. Einige Tage vor dem Bombardement war Ohlsen mit seinen Eltern ans Festland geflohen, und es sollte Jahre dauern, bis er wiederkam. Die Bomben hatten Häuser, Cafés und Restaurants so schwer zer-

**Das 1999 eröffnete Designhotel „Atoll“** auf Helgoland ist inzwischen an eine Windfirma verpachtet und beherbergt nur noch Offshore-Pendler.



Im 19. Jahrhundert war Helgoland ein mondäner Badeort. Dann begann der Abstieg.



**Im Rathaus** steht ein Modellwindrad. Für Bürgermeister Singer dreht sich hier die Zukunft.

stört, dass Helgoland jahrelang unbewohnbar blieb. Nur Felsen und Tiere blieben auf der Insel.

Doch nach ein paar Jahren kamen Olaf Ohlsen und die anderen Helgoländer wieder. Sie entsorgten 1738 Blindgänger und bauten eine neue Volksschule, ein Krankenhaus und ein Kraftwerk.

Auch die Touristen kamen wieder nach Helgoland, unter anderem weil Helgoland bis heute von Zoll und Mehrwertsteuer befreit ist – ein Überbleibsel aus der Zeit, als Helgoland noch britisch war. Noch heute ist die Insel voll mit Zigaretten- und Spirituosenläden. Anfang der 70er kamen 800 000 Gäste im Jahr. Aber sie kamen nicht mehr auf die Insel, wo Heisenberg die Quantenmechanik schrieb und Fallersleben das Deutschlandlied, sondern auf die Insel, wo man billig Kippen und Suff kaufen konnte. Helgoland wurde als Fuselfelsen verspottet.

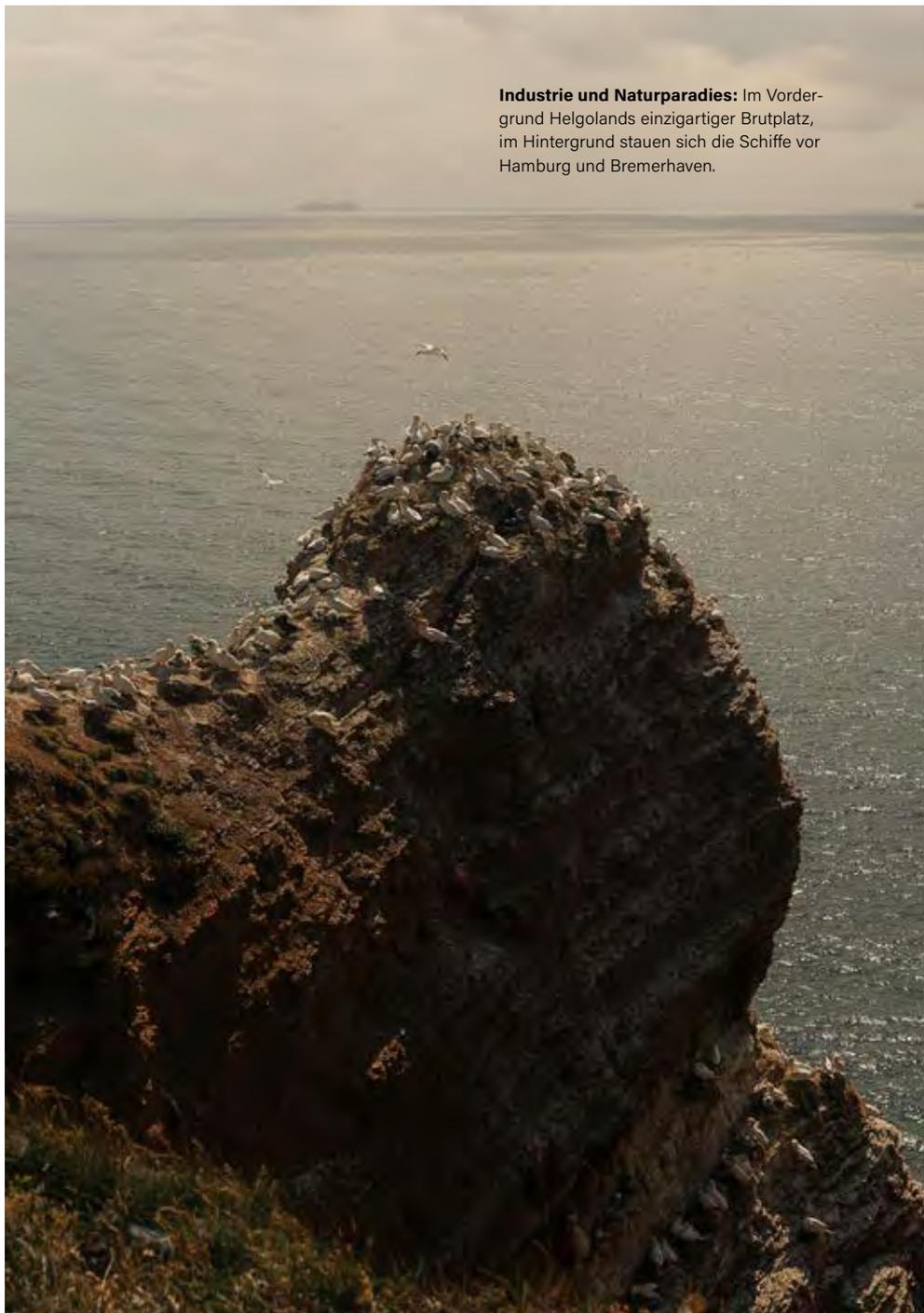
Das Image der Insel wurde schlechter, die Deutschen flogen lieber nach Mallorca, und aus dem Sehnsuchtsort Helgoland wurde ein roter Fels in der Nordsee, der immer weiter Schulden anhäufte. Die Besucherzahlen halbierten sich, immer mehr junge Menschen zogen weg, Jahr für Jahr zählte Helgoland weniger Einwohner. Eine Insel ohne Perspektive, so schien es.

Doch dann bot sich Helgoland eine einmalige Chance.

Olaf Ohlsen zieht sich einen Anorak an, tritt vor seine Tür, geht am Leuchtturm vorbei, stellt sich auf einen Felsen und zeigt nach Norden. Am Horizont steht eine Terrakotta-Armee aus Windrädern, nachts flackern ihre Warnleuchten rot wie Shanghai an Neujahr. „Die bringen uns mittlerweile eine Menge Geld ein“, sagt Ohlsen.

Die drei Windparks heißen Nordsee Ost, Amrumbank West und Meerwind. Die gut 200 Windräder haben zusammen eine Leistung von einem knappen Gigawatt – so viel wie ein kleines Atomkraftwerk. Gerade baut RWE einen vierten Windpark vor Helgoland: Kaskasi soll 2022 ans Netz gehen. Aber geht es nach Helgolands Bürgermeister, dann kommt der ganze große Wurf erst noch.

Sollte das Wasserstoffprojekt AquaVentus Realität werden, würden sich die Anlagen im Norden von Helgoland verzehnfachen. Im Südhafen, dem Industrie-Hafen, würde Land aufgeschüttet, um ein Terminal zu bauen, mit dem der Wasserstoff exportiert würde. Noch mehr Industrie auf dieser Insel, die gerade mal einen Quadratkilometer groß ist – ein Drittel der Fläche des Tempelhofer Felds in Berlin.



**Industrie und Naturparadies:** Im Vordergrund Helgolands einzigartiger Brutplatz, im Hintergrund stauen sich die Schiffe vor Hamburg und Bremerhaven.

Eine Insel  
ohne Perspektive,  
so schien es.  
Doch dann  
bot sich Helgoland  
eine einmalige  
Chance.

# 5

**Vogelarten** brüten in Deutschland ausschließlich auf Helgoland: Trottellumme, Basstöpel, Eissturmvogel, Drei-Zehen-Möwe und Tordalk.

Ohlsen schaut herab auf den Südhafen. „Ach, wissen Sie, als die Offshore-Firmen kamen, waren auch alle erst mal dagegen“, sagt er, „aber hätte Jörg Singer damals nicht die Offshore-Firmen angelockt, wären wir heute vielleicht pleite.“

Jörg Singer wurde am Bodensee geboren. Seine Schwester litt unter schwerer Bronchitis, aber immer wenn sie am Meer war, ging es ihr besser. Deswegen zog Singers Familie nach Helgoland, als er zwölf Jahre alt war. Sein Vater wurde Inselbaumeister. Singer besuchte auf Helgoland die Schule, aber die geht hier nur bis zur 10. Klasse. Singer verließ die Insel, später studierte er Wirtschaftsingenieurwesen. Während seines ersten Praktikums im Studium half Singer dabei, Windkraftanlagen im kalifornischen Palm Springs aufzubauen.

Nach dem Studium startete er eine Karriere in der freien Wirtschaft: Er arbeitete als Manager und Berater, gründete Unternehmen oder strukturierte sie neu. IT-Firmen, Pharmabranche und Banken. München, Frankfurt, Hongkong. Zurück kam Singer, als die Helgoländer ihn hier zum Bürgermeister wählten, und als er dann im Amt war, begann er eben, die verschuldete Insel umzustrukturieren.

Er sah, wie die Energieunternehmen nur 35 Kilometer vor seiner Insel für Milliarden von Euro Windkraftanlagen bauten. Wenn davon nur ein paar Millionchen für Helgoland abfallen würden, dann wären die Kassen wieder voll. Singer rollte ihnen den roten Teppich aus. Er bot den Firmen große Flächen im Südhafen an und erlaubte RWE und Co., 900 Helikopterflüge im Jahr von Helgoland aus zu ihren Anlagen zu starten.

Der Insel bringt das seit 2015 jährlich über zehn Millionen Euro Gewerbesteuer – je nachdem, wie stark der Wind bläst. Bevor die Offshore-Betreiber kamen, war Helgoland mit 30 Millionen Euro verschuldet. In drei Jahren könnte Helgoland schuldenfrei sein, sagt Singer. Mit dem Offshore-Geld hat er die Hafestraße und den Binnenhafen sanieren und 67 neue Wohnungen im Oberland bauen lassen. Gerade saniert Helgoland sein Aquarium und die historischen Bunkeranlagen.

Damals ging Singer mutig voran und holte Industrie auf die marode Touri-Insel, obwohl sie vielen suspekt war.

Mit AquaVentus soll es erneut klappen – nur ein paar Nummern größer. Dafür hat Singer das Who's Who der europäischen Energieindustrie hinter sich versammelt: RWE, Vattenfall, Ørsted, Siemens und über 60 andere Konzerne und Forschungszentren beteiligen sich an dem Projekt.

Auf Helgoland will die europäische Industrie mal wieder etwas Großes wagen. Nicht schon wieder bei einer Schlüsseltechnologie den Anschluss verlieren, weil Amerikaner und Asiaten kühner waren. Nicht schon wieder zögern und die nächsten Klimaziele reißen. Deshalb wollen sie hier bis 2035 eine Million Tonnen Wasserstoff im Jahr herstellen. Zum Vergleich: Das ist so viel grüner Wasserstoff, wie die EU-Kommission bis 2024 in ganz Europa herstellen will.

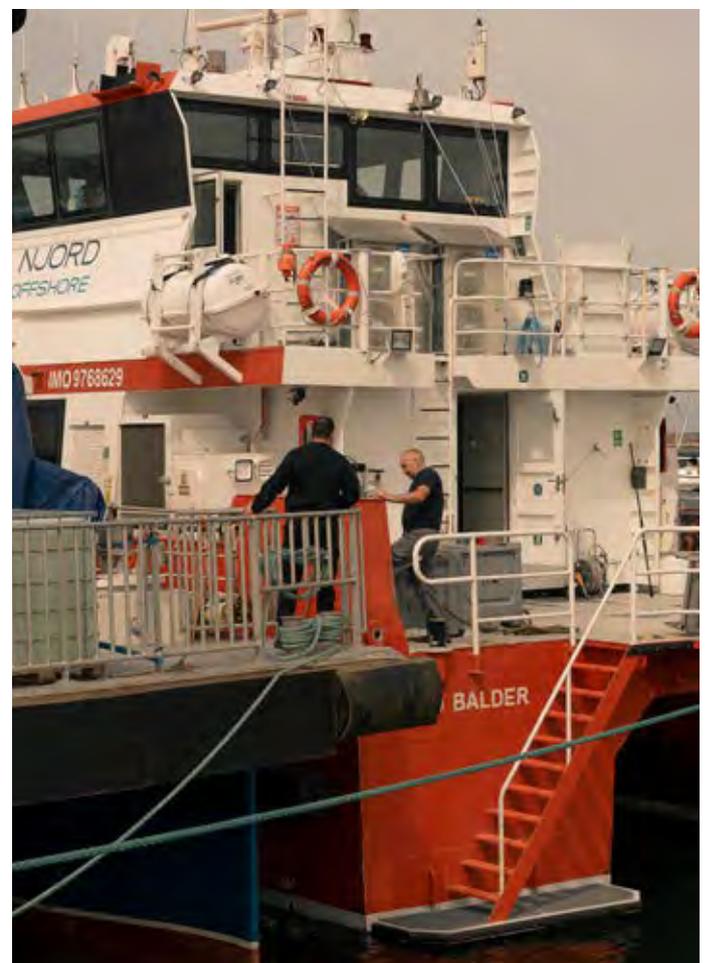
Vielleicht ist Singer ja wirklich großwahnsinnig. Aber ohne Größenwahn wird die Energiewende nicht gelingen.

Bis 2045 soll Deutschland klimaneutral werden: Solaranlagen statt Kohlekraftwerke, Elektroautos statt Verbrenner, Wärmepumpen statt Ölheizungen – alles muss mit grünem Strom angetrieben werden.

Aber es gibt Orte, an denen man mit Strom und Batterien nicht weiterkommt: Stahlhütten streuen Kohle in ihre Öfen, damit sich das Eisen aus dem Eisenoxid löst. Eine elektrische Alternative gibt es nicht. Die Batterien für ein E-Flugzeug wären so schwer, dass Langstre-



Ein Mitarbeiter des Fraunhofer-Instituts testet Beschichtungen für Windkraftanlagen im Helgoländer Hafen.



**Südhafen Helgoland:** Von hier aus bringen Schiffe die Mitarbeiter von Offshore-Firmen zu den Windrädern.

**Kommunalpolitiker****Thomas Falke**

kritisiert die Wasserstoffpläne: „Nicht hier!“



**Von der Leitwarte** aus steuern RWE-Mitarbeiter zwei Windparks vor Helgoland.



# 1500

**Einwohner** leben auf Helgoland auf einer Fläche von 170 ha. Wegen seiner Lage auf offener See wird Helgoland häufig als „einzige Hochseeinsel Deutschlands“ bezeichnet.

ckenflieger gar nicht mehr abheben könnten, und elektrische Containerriesen würden in keinen Hafen mehr passen.

Für alle diese Probleme gibt es eine Lösung: einen Treibstoff, der so viel Power hat wie Diesel und Kerosin – aber kein CO<sub>2</sub> ausstößt, wenn man ihn verbrennt: Wasserstoff. Als einziges Abfallprodukt entsteht Wasser, so rein, dass man es trinken könnte.

Wasserstoff herzustellen ist eigentlich ziemlich simpel: Unter bestimmten Bedingungen trennt Wasser sich in Sauerstoff und Wasserstoff. Aber dafür braucht man eben sehr viel Energie, und genau da kommt Helgoland ins Spiel.

„Wir sind umgeben von Energie“, sagt Bürgermeister Singer, „wir müssen sie nur nutzen.“

Nur ob die Helgoländer das überhaupt wollen, ist unklar.

Würden Sie es auf ein Referendum ankommen lassen, Herr Singer?

„Nein, das ist Käse.“

Wieso?

„Weil da weder Kompromiss noch Konsens möglich ist. Heutzutage ist es doch so: Wenn man etwas wagt, dann sind erst mal alle dagegen. Hätten wir damals ein Referendum über Offshore gemacht, wäre das höchstwahrscheinlich abgelehnt worden. Wir leben in Zeiten, in denen es vielen zu gut geht und sich immer die anderen ändern sollen. Das müssen wir überwinden.“

Ein bekannter AquaVentus-Kritiker auf der Insel ist der dritte stellvertretende Bürgermeister von Helgoland, Thorsten Falke von der Regionalpartei Südschleswigscher Wählerverband (SSW). Ein stämmiger Mann im Hawaiihemd. In der Lokalpolitik engagiert er sich ehrenamtlich, er ist Rentner.

Die Insel sei zu klein für so ein Projekt, sagt Falke. Die Chemikalien, die man braucht, um Wasserstoff transportabel zu machen, seien gefährlich. Und überhaupt: Das alles könnte die Touristen stören, weil die ja auf eine Naturinsel kommen wollten und nicht auf eine Industriehem. „Und das mit den Wanderarbeitern finde ich auch nicht so prickelnd“, sagt er. Schon jetzt machen sie etwa ein Zehntel der Helgoländer Bevölkerung aus.

Fragt man Thorsten Falke, was sein politischer Schwerpunkt ist, sagt er: Umweltschutz.

„Deshalb halte ich Wasserstoff ja im Prinzip auch für eine gute Idee“, sagt er, „aber doch nicht auf Helgoland.“

Als Umweltpolitiker weiß Falke, dass es Wasserstoff braucht, um die Energiewende zu schaffen. Als Lokalpolitiker weiß er, wie viel Geld Helgoland schon heute mit der Energieindustrie verdient. Aber als Helgoländer will er seine Insel so behalten, wie sie ist.

So geht es vielen Helgoländern. Ein Juwelier sagt, seitdem das einzige Luxushotel der Stadt an eine Windfirma verpachtet sei, kämen keine Kunden mehr in seine Läden. Die Besitzerin eines Klamottenladens sagt, sie müsse bald ans Festland ziehen, weil kaum noch Leute in ihr Geschäft kommen, um steuerfreie Adidas-Klamotten zu kaufen.

Schon lange kann Helgoland nicht mehr von seinen Duty-free-Shops und Fischbrötchen leben. Jetzt kommen die Energiekonzerne, sie zahlen auch ordentlich Gewerbesteuer, aber Jobs für Helgoländer haben sie nicht dabei.

Die meisten Mitarbeiter von RWE und WindMW sind Wanderarbeiter vom Festland. Und auch wenn der Wasserstoff kommt, werden es Spezialisten vom Festland sein, die Elektrolyseplattformen warten und die Umwandlung von Wasserstoff in die Trägerflüssigkeit LOHC überwachen. Vielleicht fremdeln auch deswegen so viele Helgoländer mit der Industrie auf ihrer Insel.

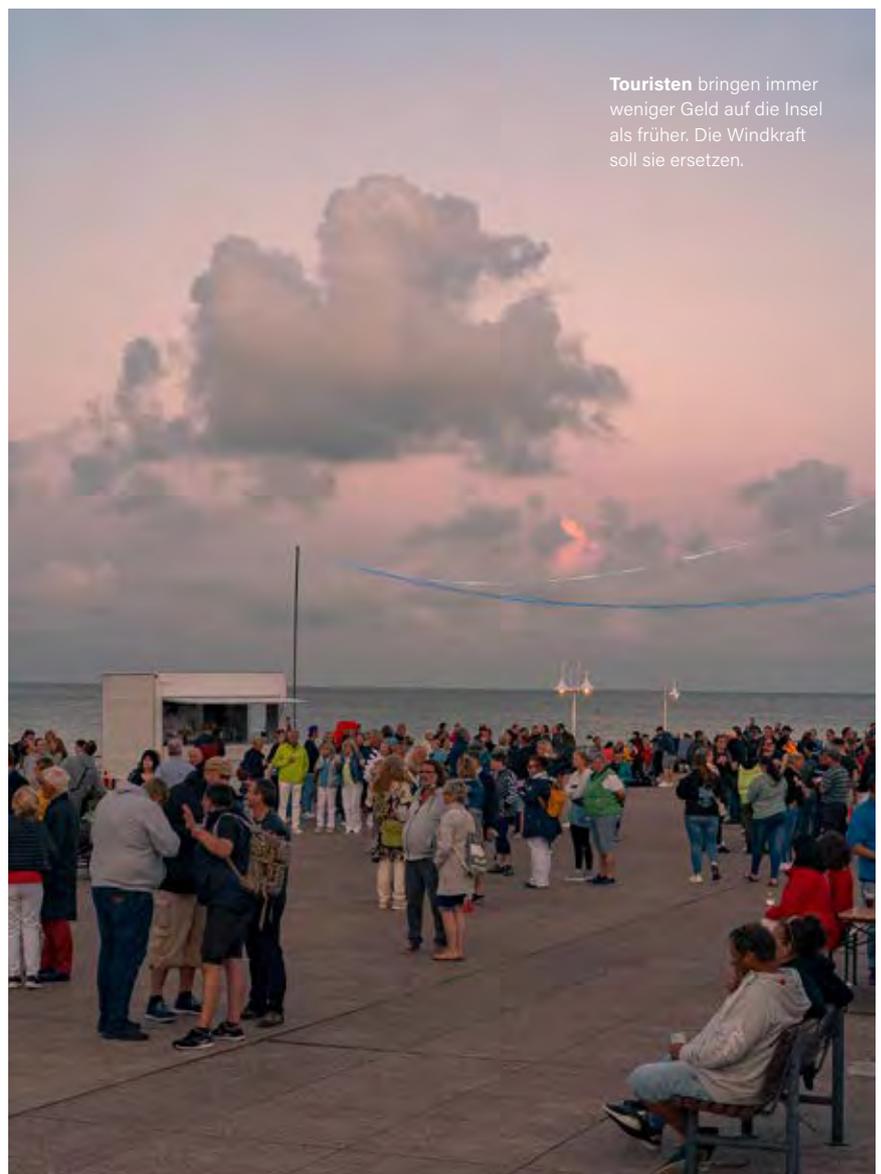
Und dann sind da noch die Vögel. „Wissen Sie eigentlich, wie viele Vögel in Windkraftanlagen sterben?“, fragt Falke. Schon an Land formiert sich ja gegen nahezu jedes neue Windrad, das gebaut werden soll, Widerstand – oft weil Anwohner um die Vögel besorgt sind. Auch auf Helgoland hört man dieses Argument immer wieder, schließlich ist Helgoland DER deutsche Vogelhotspot. Für einige Vogelarten ist es der einzige Brutplatz in Deutschland, für Zugvögel ist es ein wichtiger Rastplatz. Es gibt Tage, da sitzen an keinem Ort in Deutschland mehr Vögel als auf Helgoland.

Im Innenhof der Vogelwarte Helgoland sitzt Jochen Dierschke, technischer Leiter, und zählt Risiken auf: Basstölpel, die für ihre Nahrungsflüge bis nach Norwegen fliegen, müssten die Windparks weiträumig umfliegen. Das kostet sie Kraft. Seetaucher können in Gebieten, wo Offshore-Windparks stehen, nicht fischen. Darum meiden sie die. Und Drosseln, die oft nachts fliegen, könnten die Windräder oft erst sehen, wenn es zu spät ist. Dann werden sie von den Rotorblättern zerhackt. In manchen Nächten könnten es Tausende Vögel sein, die in Windparks auf der Nordsee sterben, sagt er.

„Aber bitte verstehen Sie mich jetzt nicht falsch!“, sagt Dierschke. Er sei ja für Offshore-Windkraft, und auch AquaVentus halte er grundsätzlich für eine gute Idee. „Die globale Erwärmung ist langfristig wahrscheinlich die größte Gefahr für Menschen und Tiere“, sagt er, „auch auf Helgoland.“ Im Hitzesommer 2018 sei auf Helgoland beinahe die ganze Brutzeit ausgefallen. Der Lummenfelsen – die wichtigste Vogelbrutstätte auf Helgoland – sei 52 Grad warm geworden. Die Dreizehenmöwen seien damals einfach losgeflogen und hätten ihre Eier zurückgelassen. Es war so warm, dass das Eiweiß vermutlich zerfallen sei.

Als Ornithologe tue ihm jede tote Möwe weh, sagt Dierschke, aber als Umweltschützer wolle er auch mehr erneuerbare Ener-

Zwar zahlen  
die Energieunter-  
nehmen reichlich  
Steuern.  
Aber Jobs für  
Helgoländer haben  
sie nicht dabei.



Touristen bringen immer weniger Geld auf die Insel als früher. Die Windkraft soll sie ersetzen.



**CDU-Abgeordneter Andreas Hein**  
gilt als „Wasserstoff-Evangelist“.

gie. Jochen Dierschke sagt: „Durch mich geht ein Riss.“

Durch Helgoland verlaufen die gleichen Risse wie durch den Rest des Landes, nur ist es hier so eng, dass die Risse hier durch Menschen verlaufen. Menschen wie Olaf Ohlsen, Thorsten Falke oder Jochen Dierschke hängen zwischen Tierschutz und Klimaschutz, Nostalgie und Fortschritt, Windenergie und – ja, was eigentlich sonst?

In Schleswig-Holstein kommt schon heute über die Hälfte des Stroms aus Windkraftanlagen, die Bundesregierung will Wasserstoff-Projekte wie AquaVentus mit Milliarden Euro fördern. Singers Pläne kommen in Kiel, Berlin und Brüssel gut an.

An einem Mittwoch im August landet das Schiff „Lady von Büsum“ auf Helgoland, und aus den Touristenmengen, die sich durch die Uferpromenade drängeln, sticht eine kleine Reisegruppe heraus: Sie sind weder Rentner noch Kleinkinder und auch keine Wanderarbeiter. Sie tragen weder Helly Hansen noch Jack Wolfskin, sondern Sakkos, und wer trägt

auf Helgoland schon Sakko? – Politiker. Der Landtag von Schleswig-Holstein schickt seinen Wirtschaftsausschuss, damit der mit eigenen Augen sieht, was der umtriebige Bürgermeister von Helgoland da mit Deutschlands einziger Hochseeinsel genau vorhat.

Im Besprechungsraum des Rathauses stellt Jörg Singer den Mitgliedern des Wirtschaftsausschusses AquaVentus vor – unter Ausschluss der Öffentlichkeit, auch Journalisten sind nicht zugelassen. Nach über zwei Stunden kommen Singer und die neun Mitglieder des Schleswig-Holsteinischen Wirtschaftsausschusses wieder aus dem Rathaus heraus, scherzend, sich auf die Schulter klopfend.

Auch Singer lächelt. Es seien wirklich gute Gespräche gewesen. „Fragen Sie mal den Wasserstoff-Evangelisten von Schleswig-Holstein“, sagt Singer und zeigt auf einen Herren mit hoher Stirn und Sonnenbrille. An seinem grauen Sakko hängt ein Sticker: „I ♥ Wasserstoff“.

Andreas Hein heißt der Mann, sitzt für die CDU im Landtag und ist begeistert von AquaVentus. In seinem Wahlkreis Dithmarschen-Schleswig setze er sich auch für ambitionierte Wasserstoffprojekte ein – aber natürlich nicht so groß wie AquaVentus. Auch der Vorsitzende des Wirtschaftsausschusses – Grünen-Politiker Andreas Tietze, dunkle Sonnenbrille, schwarzes Sakko über schwarzem Hemd – sagt, Singers Präsentation habe ihn total überzeugt. Er habe auch nach Kritik an dem Projekt gefragt. Aber große Widerstände gebe es noch keine auf der Insel, habe man ihm gesagt.

Es kann auch noch alles ganz anders kommen mit AquaVentus: wenn sich Bürgerinitiativen gründen oder die Energiekonzerne die Pipeline vorbei an Helgoland direkt ans Festland bauen. Und kommendes Jahr steht auf Helgoland auch noch die Bürgermeisterwahl an. Ob Singer wieder antritt, steht noch nicht fest. Aber auf der Insel munkelt man, dass Singer eigentlich größere Ziele habe als Helgoland – vielleicht in der Wirtschaft. Er hat die Freiheit, sich mit AquaVentus über die Zauderer hinwegzusetzen.

Nach der Sitzung schlendern der Vorsitzende des Wirtschaftsausschusses, der Wasserstoff-Evangelist und Jörg Singer gutgelaunt zum Helgoländer Binnenhafen, den Helgoland mit dem Offshore-Geld saniert hat. Singer will ihn heute noch vor Bürgern und Journalisten wiedereröffnen. Ein Männerchor singt: Helgoland ist schön. Im Publikum stehen Rentner neben Kleinkindern und junge Eltern neben den Männern in schwarzen Regenjacken. Alle schunkeln mit.



**Jochen Dierschke**  
fängt Vögel,  
um sie zu chippen.  
Helgoland ist  
Deutschlands  
Vogelinsel.

Making of:

IX

UH<sub>2</sub>



Fünf Tage lang waren Yves Bellinghausen und Jan Kräutle auf Helgoland, haben viele Fischbrötchen gegessen, Helgoländer Eiergrog getrunken und steuerfrei Zigaretten eingekauft. Sie haben mit Dutzenden Helgoländern, Touristen, Wissenschaftlern, Politikern und Wanderarbeitern gesprochen und sie fotografiert. Dabei ergab sich das diffuse Bild einer Insel, die nicht eindeutig für die Industrieansiedelung ist, aber auch nicht eindeutig dagegen. Auch Autor und Fotograf waren sich oft uneinig, was sie denn nun von AquaVentus halten sollen. Nach Feierabend haben sie vor dem Edeka im Helgoländer Oberland gegessen, Bier getrunken und diskutiert, ob die Offshore-Industrie jetzt Teil der Lösung oder Teil des Problems ist. Nach Helgoland kommen sie vielleicht zurück, wenn sie im Rentenalter sind.

[yves.bellinghausen@gmail.com](mailto:yves.bellinghausen@gmail.com) / [jan.kraeutle@web.de](mailto:jan.kraeutle@web.de)

+ MATTERNORN

# Nicht in Stein gemeißelt

TEXT: BRIGITTE WENGER  
FOTOS: AMELIE SACHS

Eine italienische Berghütte steht in der Schweiz, weil der Gletscher beim Schmelzen die Grenze verschoben hat. Ein Genfer Landwirt verliert Land an Frankreich, weil die Schweiz gewachsen ist. Grenzen bewegen sich.

+ GERVINIA



ZERMATT +

+ TESTA GRIGIA

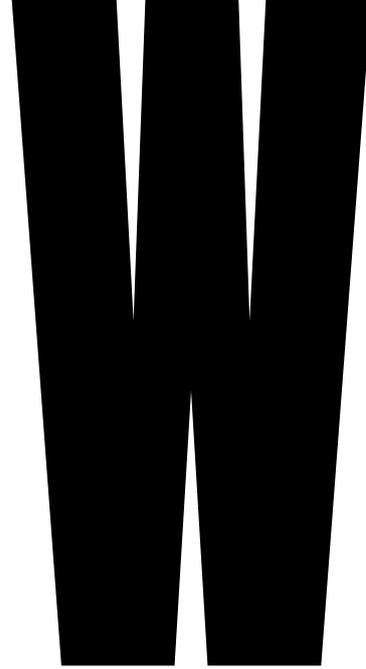
ITALIEN +

+ SCHWEIZ

**Morgenstimmung am Matterhorn.** Italien liegt im Schatten, die Schweiz im Nebel. Das Matterhorn, der Grenzberg, trennt die beiden Länder. Doch auf der Testa Grigia ist die Grenze unklar, gestrichelt.



**Per du mit dem Grenzstein.** Alain Wicht von Swisstopo kennt so ziemlich alle 6983 Markierungen auf der Schweizer Grenze. Grenzstein „S O. D.“ trennt die Schweiz und Italien auf der Testa Grigia am Fuße des Matterhorns.



Wie sollen Grenzen die Welt ordnen, wenn der Klimawandel Grenzen schmelzen lässt?

## 46° 1' 25" N, 7° 44' 55" O – ZERMATT

Das Matterhorn neigt seinen Kopf der Morgensonne entgegen. Noch liegt Zermatt im Schatten, noch schlafen die Touristen in ihren Hotelbetten. Erschöpft von der dünnen Alpenluft, vom letzten Drink, von der Shopping- oder Klettertour.

Skifahrer wollen die frühen Stunden nutzen, bevor der Sommerschnee schwer und nass wird. In Fleece und Goretex, mitten im Juli. Die ersten Gondeln sollen sie in den Winter hochfahren. Unter ihnen fällt Alain Wicht nicht auf.

Alain Wicht, 51, praktische Frisur, praktische Brille, Lücke zwischen den Schneidezähnen, schultert die Ski. Seine Schritte sind schnell. Um langsam zu gehen, fehlt ihm die Geduld. Er ist auf dem Weg, einen Grenzstreit zu schlichten.

Auf der Testa Grigia, dem Graukopf, einem Felsbuckel auf 3479 Meter Höhe, streiten sich die Schweiz und Italien um eine Hütte. Der Klimawandel hat den Gletscher geschmolzen – und mit dem Gletscher verschob sich die Grenze. Plötzlich steht die italienische Berghütte halb in der Schweiz.

Wicht würde die Grenze gerne neu zeichnen, eine Grenzplatte in den Felsen schlagen. Doch solange sich Kommandanten und Direktoren nicht auf eine neue Grenze einigen können, so lange fährt er ohne Hammer und Meißel hoch.

An diesem Morgen ist es das Wetter, das ihm einen Strich durch die Rechnung machen wird.

Die Ski braucht Alain Wicht, um von der Bergstation Klein Matterhorn hinab zur italienisch-schweizerischen Grenze zu fahren. Zu Fuß wäre das zu gefährlich, das Sommerskigebiet liegt auf dem Gletscher mit Gletscherspalten. Zu Fuß wäre das auch zu umständlich, zurück muss er sich von den Schleppliften hochziehen lassen.

Es gibt Grenzpunkte in den Alpen, zu denen fliegt die Armee Alain Wicht hoch. Nicht selten muss er wie ein Bergretter aus dem schwebenden Helikopter sprin-

gen. Bei diesen Stunts nimmt er einen Schlafsack mit, um auf Fels und Schnee übernachten zu können, falls das Wetter plötzlich umschlägt und der Helikopter nicht mehr fliegen kann. An solchen Tagen fragt er sich, wozu in aller Welt an einem so menschenunfreundlichen Ort eine Grenze markiert sein muss. Grenzen sind manchmal sehr weit weg.

Alain Wicht ist Beamter, Beauftragter für die Landesgrenze bei Swisstopo, dem Bundesamt für Landes- topografie. Sein Job ist es, die 6983 Grenzsteine und -markierungen auf der 1935 Kilometer langen Landesgrenze zu kontrollieren.

Die können vom Blitz getroffen, von Wind und Wetter unkenntlich gemacht, gestohlen werden. Laut dem schweizerischen Strafgesetzbuch, Artikel 268, „wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder Geldstrafe bestraft“, wer ein staatliches Grenzzeichen „beseitigt, verrückt, unkenntlich macht, falsch setzt oder verfälscht“.

Alain Wicht ist noch nicht bei der Klein-Matterhorn-Gondel in Zermatt angelangt, und doch weiß er es schon. Wieder umdrehen könne er, sagen Skifahrer, die ihm entgegenkommen, auch sie die Ski geschultert, heute fahre da gar nichts hoch. Unwetterwarnung trotz Sonnenschein. Die Berge sind unberechenbar, das Klima ist unberechenbar, und Alain Wicht muss den Grenzstreit ein andermal schlichten.

**Die Grenze passt in drei Archivregale.** Alain Wicht blättert in historischen Akten und dem Grenzbeschreibungsbüchlein aus 1936, wo die gesamte italienisch-schweizerische Grenze beschrieben ist.



## 46° 55' 43" N, 7° 26' 54" O – Wabern bei Bern

Wenn Alain Wicht im Keller des Bundesamts für Landestopografie Swisstopo die Archivregale zur Seite rollt, kann man sich nicht vorstellen, wie er aus einem schwebenden Helikopter springt. Hier ist die Landesgrenze fein säuberlich abgelegt. Sie passt in drei Regale, deckenhoch. 15: Deutschland, Österreich und Liechtenstein. 16: France. 17: Italia. Aktenregale und Alpenaction – was für ein Kontrast.

„Schauen Sie“, sagt Alain Wicht, angetrieben vom Koffein aus 20 Tassen Kaffee am Tag, „Karten aus dem 17. Jahrhundert sehen aus wie Landschaftsmalerei. Heute bemessen Dutzende Satelliten jeden Punkt millimetergenau.“ Alain Wicht ist wie eine Schweizer Landeskarte: korrekt, klar, nüchtern. Und seine Begeisterung für Präzision ist ansteckend.

Im französischsprachigen Teil von Biel aufgewachsen, hat er die Sprachgrenze mit 15 Jahren überschritten, als er 1985 für eine Lehrstelle als Vermessungszeichner nach Zürich zog. Damals verstand er kein Wort Deutsch. Heute ist sein Schweizerdeutsch perfekt. Nur seinen Namen spricht er französisch aus: „Wischt, Alää Wischt.“

Seine Vermessungs-Vita liest sich wie eine Liste Schweizer Jahrhundertbauten: Grande Dixence, die höchste Staumauer Europas. Lötschberg-Basistunnel, der fünfgrößte Eisenbahntunnel der Welt. CERN, der Teilchenbeschleuniger, der nichts weniger als das Universum erklären soll. Falsch vermessen, und die Staumauer erzeugt keinen Strom, der Tunnel kommt nicht wieder raus, das Higgs-Teilchen wird nie entdeckt. Milliardenprojekte, Millimeterarbeit, mindestens.

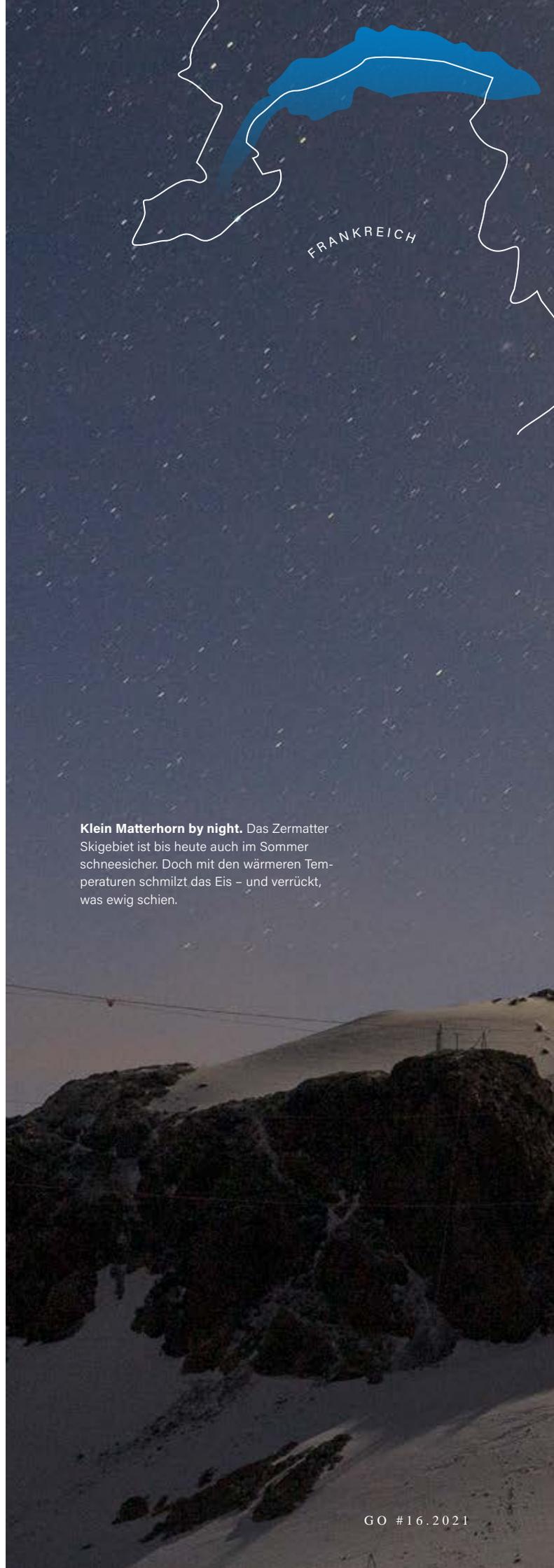
Seit 2008 ist Alain Wicht bei Swisstopo. Und hier musste er zuerst damit klarkommen, dass eine Grenze nicht auf den Millimeter genau stimmt. An der Grenze muss er mit Menschen sprechen, Kompromisse eingehen. „Die Grenze lebt“, sagt er. Er mag es.

Aus dem Archivregal 17 des Swisstopo-Kellers zieht er das Grenzbeschreibungsbüchlein der Testa Grigia von 1936. Weinrot eingefasst, vergilbte Seiten. Der italienische Duce del Fascismo Benito Mussolini hatte die Schweiz schon mit den Gedankenspielen erschreckt, die Landesgrenze auf den Gotthard zu verlegen, den italienischsprachigen Kanton Tessin einzuverleiben. Also schickte die Schweiz Vermessungsingenieure in die Alpen, um die Grenze zu Italien zu zementieren.

Im Büchlein sind alle Grenzpunkte in der Region Testa Grigia beschrieben. Und die Linien, die sie verbinden. Linea retta, direkte Linie. Oder – wie vom Grenzstein Punkt 0 Richtung Südost – Linea di displuvio, die Wasserscheidelinie. Und genau diese Wasserscheidelinie ist im Grenzstreit heute das Problem.

## 45° 56' 7" N, 7° 42' 26" O – Testa Grigia

Beim nächsten Versuch drei Wochen später klappt es. Alain Wicht reist über Italien auf die Testa Grigia. Ein Umweg. Ein-



**Klein Matterhorn by night.** Das Zermatter Skigebiet ist bis heute auch im Sommer schneesicher. Doch mit den wärmeren Temperaturen schmilzt das Eis – und verrückt, was ewig schien.



Grenzen sind meistens weit weg.  
Vor allem von Hauptstädten.  
Je näher man ihnen kommt, desto  
unsichtbarer werden sie.



Grenzen  
ordnen die Welt.  
Es gibt ein  
Dinnen und ein  
Draußen. Grenzen  
schließen ein  
und aus.



**Lucio Trucco, der Wirt auf der Testa Grigia.** Eine Landesgrenze mitten durch die Hütte, warum nicht? Dann serviert er eben links ein Schweizer Fondue, rechts eine italienische Pasta.

mal durch die Alpen und von hinten hoch. Dafür kann er mit drei Gondeln direkt auf die Spitze fahren, ohne Ski.

In Cervinia, in Italien, säumen Bauruinen den Weg auf die Testa Grigia. Die alte Talstation der Gondel ist zerfallen, die neue einfach davor gebaut. Skilifhäuschen, die nicht mehr gebraucht werden, bleiben einfach stehen. Je höher, desto grauer. Eine Mondlandschaft, die auf den nächsten Winter wartet.

Die Testa Grigia könnte als Schauplatz eines Thrillers durchgehen. Massive Klötze thronen hoch oben, aufgereiht auf einem Felsgrat, der vor 100 Jahren noch von Eis bedeckt war. Alte Bergstationen, die schon lange keine Gondel mehr hochgezogen haben, die neue Bergstation aus zwei überdimensionierten grauen Säulen, die italienische Guardia di Finanza und die Schweizer Grenzwanne, La Rotonda, eine runde Aussichtsplattform, die schon bessere Zeiten gesehen hat. Von hier aus würde der Bösewicht die Welt zerstören.

Nur die Hütte aus Holz etwas abseits bringt Leben in die Szenerie.

„Das ist kein trostloser Ort“, sagt Alain Wicht, „von der Schweiz aus gesehen ist das Italianità – ausgezeichnete Espresso, Pasta wie in Napoli, eine beeindruckende Auswahl an italienischem Wein.“

Und vor allem ist die Testa Grigia lukrativ: der Verbindungspunkt der Skigebiete Zermatt und Cervinia am Matterhorn, schneesicher auch im Sommer. Von hier aus kann man mehrere Viertausender besteigen, bald ist eine Seilbahn fertig, die beide Skigebiete verbindet, danach wird das erste grenzüberschreitende Skiweltcuprennen in die Geschichte eingehen.

Die Gondel spuckt mit Alain Wicht eine Horde bunter Schneesportler aus. Der Skitag verspricht ein sonniger zu werden. Es riecht nach Sonnencreme und Frühlingsskifahren. Nationalteams trainieren für die nächste Saison, die Schweizer und die Italiener sind da, manchmal auch die Franzosen und Skandinavien. Dass sie ihre Ski von der Gondel auf die Piste über eine gelbe Linie tragen, vorbei an einem Schild – links Italien, rechts die Schweiz – und einer bronzenen Grenzplatte im Boden, sie scheinen es nicht zu bemerken.

Alain Wicht schiebt sich die Sonnenbrille von der Stirn auf die Nase und stapft durch den Schnee zum Stein des Anstoßes: Den Grenzstein 0, auf einen spitzen Felsen zementiert, umgeben von Gedenkkreuzen, die an verunglückte Alpinisten erinnern. In Richtung Italien ist ein I und 1938 eingraviert, in Richtung Schweiz S und 0. Unterhalb von Grenzstein 0 steht die Berghütte aus dunklem Holz, das Rifugio Guide del Cervino, die Schutzhütte der italienischen Matterhornführer.

„Von hier aus in Richtung Nordwest ist die Grenze klar“, Alain Wicht zeigt zum Matterhorn, „entweder mit Grenzplatten oder Grenzsteinen im Felsen verankert oder als direkte Linie beschrieben.“ Er dreht sich um 180 Grad. „Von hier aus in Richtung Südost“, Alain Wicht zeigt zur Hütte, „interpretieren die Schweiz und Italien die Grenze unterschiedlich.“

Linea di displuvio steht auf den vergilbten Seiten des Grenzbeschreibungsbüchleins im Swisstopo-Keller – die



**Der Klimawandel, weit oben.** Bis vor ein paar Jahrzehnten reichte der Theodulgletscher bis zur Hütte. Dann zog er sich zurück, so dass sie heute auf dem nackten Felsen thront.



#### Hüttenromantik.

Die Porträts von verstorbenen italienischen Matterhornführern hängen an den Wänden der Berghütte. Damals war der Bergführer noch ein Held.

Grenze liegt auf der Wasserscheidelinie. Alain Wicht erzählt von seiner Jugend, als der Theodulgletscher auf Schweizer Seite bis zur Berghütte aus Holz reichte. Der Scheitel des Gletschers bildete die Wasserscheide: Rann das Wasser nach Norden, stand man in der Schweiz, rann das Wasser nach Süden, stand man in Italien. Die Hütte stand südlich des Scheitels, in Italien.

Doch der Gletscher ist geschmolzen und hinterließ einen Felsgrat, eine neue Wasserscheide. Im Mai 2008 einigten sich die Schweiz und Italien auf diesen allgemeinen Wortlaut: „Im Falle des Rückzugs eines Gletschers oder ewigen Schneefeldes fällt die Grenzlinie dauerhaft

mit der Wasserscheide oder der Gratlinie des auftauchenden Felsgrundes zusammen.“ Das heißt: Die italienische Berghütte auf dem Felsgrat steht neu zu einem großen Teil in der Schweiz.

„Il rifugio non si è spostato“ – die Hütte hat sich nicht bewegt, sagt Lucio Trucco, 50, Bergführer und seit fünf Jahren Wirt der Hütte Rifugio Guide del Cervino. Lucio Trucco ist Italiener, er unterstreicht seine Worte mit der typischen Handbewegung. „È stupido“ – dumm sei das.

Sein Gesicht ist von zu viel Sonne zerfurcht, er lässt auf sich warten, und wenn er da ist, redet er fast nonstop. An einen Tisch des Hüttenrestaurants bringt er eine Flasche Nero d'Avola, an einen anderen einen Genepi, einen Alpenkräuterlikör mit Gletscherwermut, und immer mindestens einen kurzen Schwatz.

Die Hütte ist eng, und aus den Hähnen tröpfelt etwas Wasser. Untrinkbar. Das Wasser wird in Containern mit der Gondel hochgefahren. Authentisch könnte man die Hütte nennen, gemütlich. Aber sicher hat sie nichts mit den architektonisch auffälligen Hütten gemein, die in den Alpen in den letzten Jahren entstanden sind.

Von hier aus brechen Alpinisten mitten in der Nacht auf einen Viertausender auf, schlürfen vor dem Aufstieg einen Espresso, nach dem Abstieg ein italienisches Bier. Frisch renoviert könnte die Hütte mehr Gäste beherbergen, ein Goldesel sein. Doch die Politik steht im Weg: Solange nicht klar ist, auf welcher Seite der Grenze die Hütte steht, solange Lucio Trucco nicht weiß, ob er das Baugesuch in die Schweiz oder nach Italien schicken soll, so lange bleibt sie, wie sie ist. Und Geld bleibt weg.

„Die Schweizer wollen doch einfach an das Stück Land da oben“, Lucio Trucco zeigt in Richtung Südost, zur Gobba di Rollin, einem runden Schneeberg, dort, wo die Bergstation eines Schweizer Skiliftes auf italienischem Boden steht. Die Schweizer gäben die Hütte erst her, wenn sie dafür die italienische Bergspitze mit der Skiliftstation bekämen, davon ist Trucco überzeugt. Skilift für Hütte.

Das hat es kürzlich schon mal gegeben, dass die Bergstation eines Schweizer Skiliftes von Italien in die Schweiz gewechselt hat, ganz in der Nähe, auf dem Furggsattel. Auch da hat der schmelzende Gletscher die Wasserscheide zugunsten der Schweiz verschoben. Nun steht dort der Schweizer Lift auf Schweizer Boden, und die Schweizer Bergbahnbetreiber müssen Italien keinen Baurechtszins mehr bezahlen. Italien verliert Geld wegen des Klimawandels.

„Alle wollen, dass die Hütte italienisch bleibt“, sagt Alain Wicht von Swisstopo. Hier die Gemeinde Zermatt und der Kanton Wallis. Dort Cervinia und die Region Aostatal. Vor Ort sind sich alle einig. Doch der Strich wird weit weg von der Grenze auf die Karte gezeichnet. Laut Alain Wicht ist es das Istituto Geografico Militare, das Militärgeographische Institut in Florenz, das sich bisher gegen eine Lösung gestellt hat.

Seit 2016 liegt von Schweizer Seite der Vorschlag auf dem Tisch, dass Italien die Hütte kriegt, die Schweiz im Gegenzug die Skiliftstation auf der Gobba di Rollin. Italien will der Schweiz hingegen nur einen Teil der Skipiste abtreten. Das ist der Schweiz zu wenig.

Also tut sich nichts. Seit fünf Jahren. Die Grenze ist geduldig. Und Macht und Prestige sind Treiber und Bremsen.

## 46° 15' 0" N, 6° 17' 0" O – Jussy bei Genf

Auch 113 Kilometer Luftlinie weiter westlich wechselt Land die Seite, von der Schweiz nach Frankreich.

Landwirt Yves Liechti, 51, aus Jussy bei Genf steht auf einer nassen Blumenwiese und hätte doch lieber Gummistiefel angezogen. Seine Freizeitschuhe saugen sich mit Wasser voll, um danach bei jedem Schritt zu glucksen. Er wirkt verloren in dem zu großen roten Hemd mit dem Logo seiner Bauernvereinigung.

Jussy bildet den äußersten östlichen Rand des Kantons Genf, elf Kilometer zum Genfer Stadtzentrum mit UNO-Sitz und Luxusuhrenläden. Die Grenze zu Frankreich liegt mal auf einem Schotterweg, mal in einem Eichenwald, mal willkürlich mitten im Feld. Sträßchen



**Bald in Frankreich.** Zu einer Grenzverschiebung kommt es auch zwischen dem Schweizer Kanton Genf und Frankreich. Die dreieckige Fläche Biodiversität soll bald französisch sein.



**Weniger Lohn, mehr Arbeit.** Wechselt seine Parzelle das Land, verliert der Genfer Landwirt Yves Liechti Schweizer Direktzahlungen und muss sein Gut verzollen.

Die Grenze gibt dem Staat eine Identität. Dank der Grenze fühlen wir uns einer Nation zugehörig.



Auch eine Landesgrenze ist nur ein von  
Menschenhand gezogener Strich.  
Verbinde die Grenzpunkte und fertig ist der Staat.

**Wo ist die Grenze?** Seit die Landesgrenze digital vermessen wird, ist klar, dass mit der schweizerisch-italienischen Grenze in den Alpen etwas nicht mehr stimmt. Doch auf eine neue Grenze können sich die beiden Länder nicht einigen.



wechsellern das Land unbemerkt, nur die Rapsfelder sehen anders aus: In der Schweiz erhalten Landwirte Geld, wenn sie den Raps erst bei Insektenbefall behandeln. In Frankreich gibt es für Schweizer Landwirte nichts. Also wird gespritzt.

Yves Liechti steht auf seiner Schweizer Parzelle 447, rund 4500 Quadratmeter in dreieckiger Form. Die östliche Seite ist die Grenze zu Frankreich, vermarktet durch die Grenzsteine 138 bis 140. Das G auf der einen Seite der Grenzsteine steht für Genf, das S auf der anderen für eine andere Zeit: Früher reichte das Königreich Sardinien bis zu den Alpen.

Die Parzelle 447 gilt als Biodiversitätsfläche Qualitätsstufe 1, das heißt, dass in einem Kreis von drei Meter Durchmesser mindestens drei Zeigerpflanzen wachsen. Pflanzen, die sich nur an gewissen Standorten wohlfühlen. Der gelbblühende Klee zum Beispiel, die Hauhechel und die Vogelwicke mögen es hier. Ein Schachbrettfalter flattert von Blüte zu Blüte, Wildschweine haben in der Nacht zuvor Hufspuren in den Boden gedrückt, ein frecher Rabe lässt sich sogar anfassen.

Doch dies alles soll bald französisch sein. Weil wenige Kilometer weiter südwestlich der Grenzbach Foron renaturiert wurde und die Schweiz auf Kosten Frankreichs wuchs, muss irgendwo eine gleichwertige Fläche nach Frankreich verschoben werden. Dass es Yves Liechti 4500 Quadratmeter Biodiversität sein sollen, ist Zufall. Erfahren hat er das aus einer französischen Zeitung, auch per Zufall.

Für Yves Liechti heißt das: mehr Aufwand, weniger Lohn. Zwar darf er die Fläche auch in Frankreich weiter bewirtschaften, er verliert aber ein paar hundert Franken im Jahr – die Schweizer Direktzahlungen für sogenannte Biodiversitätsförderflächen. Über die Grenze hinweg werden diese nicht vergeben, und von Frankreich kriegt er nichts.

Und während der Lohn schrumpft, wächst die Bürokratie. Um den Ertrag seiner französischen Parzelle in die Schweiz zu fahren, muss er sich zwei Stunden zuvor per Mail oder Fax beim Zoll anmelden. Tut er das nicht korrekt, muss er Einfuhr- und Mehrwertsteuer bezahlen.

Trotzdem sagt Yves Liechti: „La frontière n'existe pas“ – die Grenze existiert nicht. Und meint damit: Die Nachbarn auf der anderen Seite der Grenze sind ihm näher als die Politiker in der Hauptstadt. Auch sprachlich. Die Grenze trennt nicht, sie verbindet.

Besonders in Genf. Genf ragt als Schweizer Anhängsel links unten am Genfersee unnatürlich weit in die französischen Départements Ain und Haute-Savoie hinein. 103 Kilometer Grenze verbinden den Kanton Genf mit Frankreich, nur viereinhalb Kilometer mit der Schweiz. Das hat einen Grund: Napoleon Bonaparte. Und es erklärt, auf welcher bizarren Weise eine Grenze entstehen kann.

Der französische General war bei seinen Eroberungen im 18. Jahrhundert etwas zu forsch vorgegangen. Nach Napoleons Niederlage zog der Wiener Kongress 1815 die europäischen Grenzen neu und wollte dabei die Schweiz und ihre Neutralität stärken. Dafür legte er den Auswuchs Genf Frankreich in den Weg, damit das



**Schluss mit der Ruhe.** Auf der Testa Grigia bereiten sich Skiprofis auf die nächste Saison vor.

**Zwei, die sich verstehen.** Der italienische Hüttenwirt Lucio Trucco (links) und der Schweizer Vermesser Alain Wicht unterhalten sich auf Französisch über die Zukunft der Hütte.



Land Napoleons nicht erneut über die Alpen ziehen und Italien erobern konnte. So wurde Genf zum Anstandswauwau von Frankreich und Italien.

## Grenzen verschieben

Grenzen sind nicht in Stein gemeißelt. Auf Landkarten klar und starr, sind sie in Wirklichkeit beweglich, elastisch, verhandelbar. Grenzsteine, die Relikte aus einer anderen Zeit, können versetzt werden. Natürliche Barrieren verändern sich, wenn der Gletscher schmilzt oder der Bach mäandert. Kriege und Gespräche verschieben Grenzen, mit Waffen und Verträgen.

Die Landesgrenze gibt einem Staat die Form. Eine Identität. Rechte und Pflichten. Was drinnen ist, gehört dazu, was draußen ist, eben nicht. Grenzen ordnen die Welt.

Aber Grenzen sind auch Filter. Für die einen unsichtbar, für andere unüberwindbar, sie werden gleichzeitig zu Luft und zur Mauer. Sie schützen und sperren ein.

Doch eines haben alle Grenzen gemein: Sie sind menschengemacht. Und damit genauso menschlich: manchmal bizarr, gleichzeitig freundlich und unfair, im besten Fall lebendig.

Grenzen definieren unser Leben – und Grenzverschiebungen verändern es. Wer Grenzen zieht, hat Macht.

## 45° 56' 7" N, 7° 42' 26" O – Testa Grigia

Auf der Testa Grigia ist aus dem sonnigen Morgen ein nebliger Mittag geworden. Es riecht nach Trockeneis wie in der Schuldisco. Skifahrer suchen sich im Restaurant der engen Holzhütte einen Platz. Die meisten müssen draußen bleiben, wo es trotz August nur wenige Grad über null hat.

Alain Wicht, der nüchterne Landesvermesser, und Lucio Trucco, der energische Hüttenwart, sitzen drinnen an einem Holztisch und lachen.

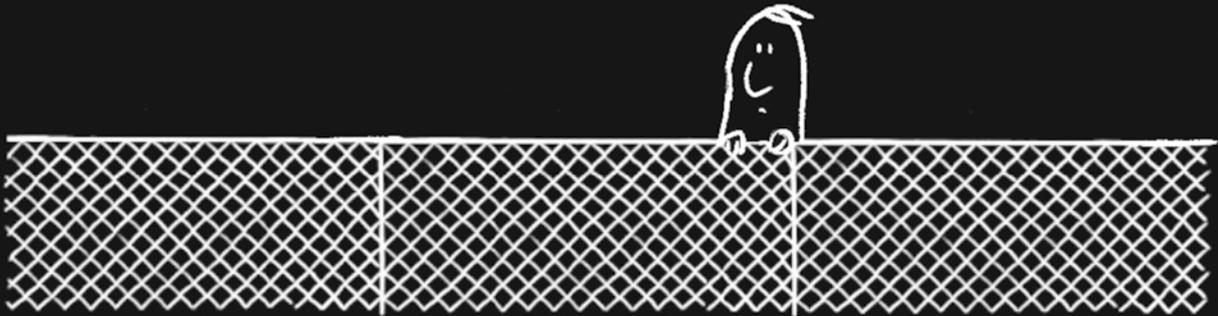
„Meine Idee ist“, sagt Lucio Trucco, „dass die Grenze mitten durch die Hütte führt.“ Ein Standortvorteil. Lucio Trucco denkt businessorientiert. Fondue und Fendant auf der einen Seite des Tisches und Pasta und Barbera auf der anderen. „Aber überleg mal“, sagt Alain Wicht, „welchem Land zahlst du welche Mehrwertsteuer? Nach welchen Bauvorschriften planst du die Fenster an deinem Neubau? Feuerschutz – italienisch oder schweizerisch?“

Alain Wicht trinkt einen weiteren Espresso, Lucio Trucco schenkt noch mal Gletscherwermutlikör nach. „Dann machen wir halbe-halbe – dov'è il problema?“ – „Na dann viel Spaß mit der Bürokratie.“ Lucio Trucco erzählt von Plänen für eine neue Hütte, gemeinsam entworfen von einem Schweizer und einem italienischen Architekturbüro. Ein Grenzprojekt.

Hier oben sind sich die Länder nah. Schweizer genießen den Espresso für zwei Euro, Italiener fahren für ein schickes Essen nach Zermatt. Je näher an der Grenze, desto unbedeutender ist diese.

## Making of:

# X



Wussten Sie, dass es im Bodensee keine klare Grenze zwischen Deutschland, Österreich und der Schweiz gibt? Die drei Länder interpretieren die Landesgrenzen unterschiedlich, und trotzdem funktionieren internationale Fischerei und Seerettung. Wussten Sie, dass auf der schweizerisch-französischen Grenze im Juragebirge ein Hotel steht, das extra dafür gebaut wurde, Konsumgüter zu schmuggeln? Später konnten sich Juden, Geflüchtete und englische Piloten im Obergeschoss verstecken. Dies lag in der neutralen Schweiz, die deutsche Wehrmacht kam nur bis zum französischen Fuß der Treppe. Brigitte Wenger (Text) und Amelie Sachs (Fotos) wollten vor ihrer Recherche Grenzen abbauen. Mit den vielen Grenzgeschichten, den Grenzmenschen und dem Unbekannten, das sie hinter den Grenzen gesehen haben, haben sie die starre Linie als skurril und beweglich mögen gelernt.

[brigitte Wenger@hotmail.com](mailto:brigitte Wenger@hotmail.com) / [amelie.larissa.sachs@gmail.com](mailto:amelie.larissa.sachs@gmail.com)



Sprachunterricht, Prüfungen, Zertifikate: Seit zwei Jahren arbeitet eine junge Albanerin darauf hin, als Pflegerin nach Deutschland kommen zu dürfen. Ihre Träume sind gewaltig. Ihr Alltag wird darüber ganz grau. Über ein Leben im Wartesaal.

# Wie Deutschland sie will

TEXT: PIA STENDERA  
FOTOS: ANNE SPELTZ



**Oriada Firaku** am Stadtsee von Tirana. Es ist ihr erster freier Sonntag seit Monaten.

**Alltag.** Jeden Morgen um halb sieben läuft Oriada durch Tiranas Stadtteil Stacioni I Trenit zur Arbeit.



der Dekra Akademie an, das sie auf den ausgedörrten deutschen Arbeitsmarkt vorbereitet und zertifiziert.

Wie für viele Menschen ihres Alters ist Tirana auch für Oriada, 23, nicht mehr als eine Wartehalle. Keine, in der man abwechselnd süße und salzige Snacks isst und wartet, bis die eigene Nummer aufgerufen wird. Sondern eine, in der die Menschen ruhelos auf und ab laufen und alles geben, um ein One-Way-Ticket landauswärts zu ergattern.

In einer idealen Welt dauert die Vorbereitung an der Dekra Akademie bis zum ersehnten Ticket 18 Monate, in denen Oriada jeden Tag drei Stunden zum Unterricht gehen und in denen sie Sprachprüfungen ablegen und praktisch auf deutsche Anforderungen vorbereitet und geprüft würde. Einzig die Kosten für den Flug nach Deutschland zur Praxisprüfung müsste sie selbst bezahlen. Alles andere ist kostenlos. Und doch muss Oriada sich das leisten können: Das Leben in Albaniens Hauptstadt ist selbst mit einer Vollzeitanstellung nur schwer zu finanzieren.

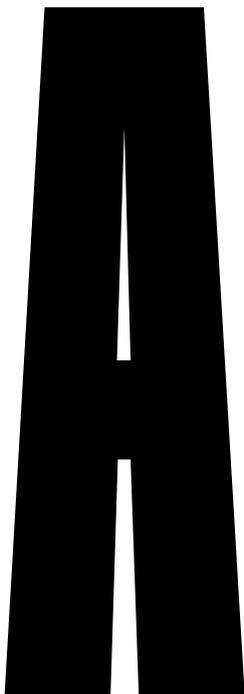
Deutsche Krankenhäuser, die für die Ausbildung aufkommen, setzen Arbeitserfahrung voraus; doch seit ihrem Abschluss arbeitet Oriada in Callcentern. Hier kann sie ihr Deutsch verbessern und verdient mehr als im Krankenhaus. Hier kann sie neun Arbeitsstunden mit drei Stunden Dekra und Hausaufgaben vereinbaren – zumindest zeitlich. Der Alltag in Tirana ist strapaziös. Er macht es mitunter schwer, das Ziel im Auge zu behalten.

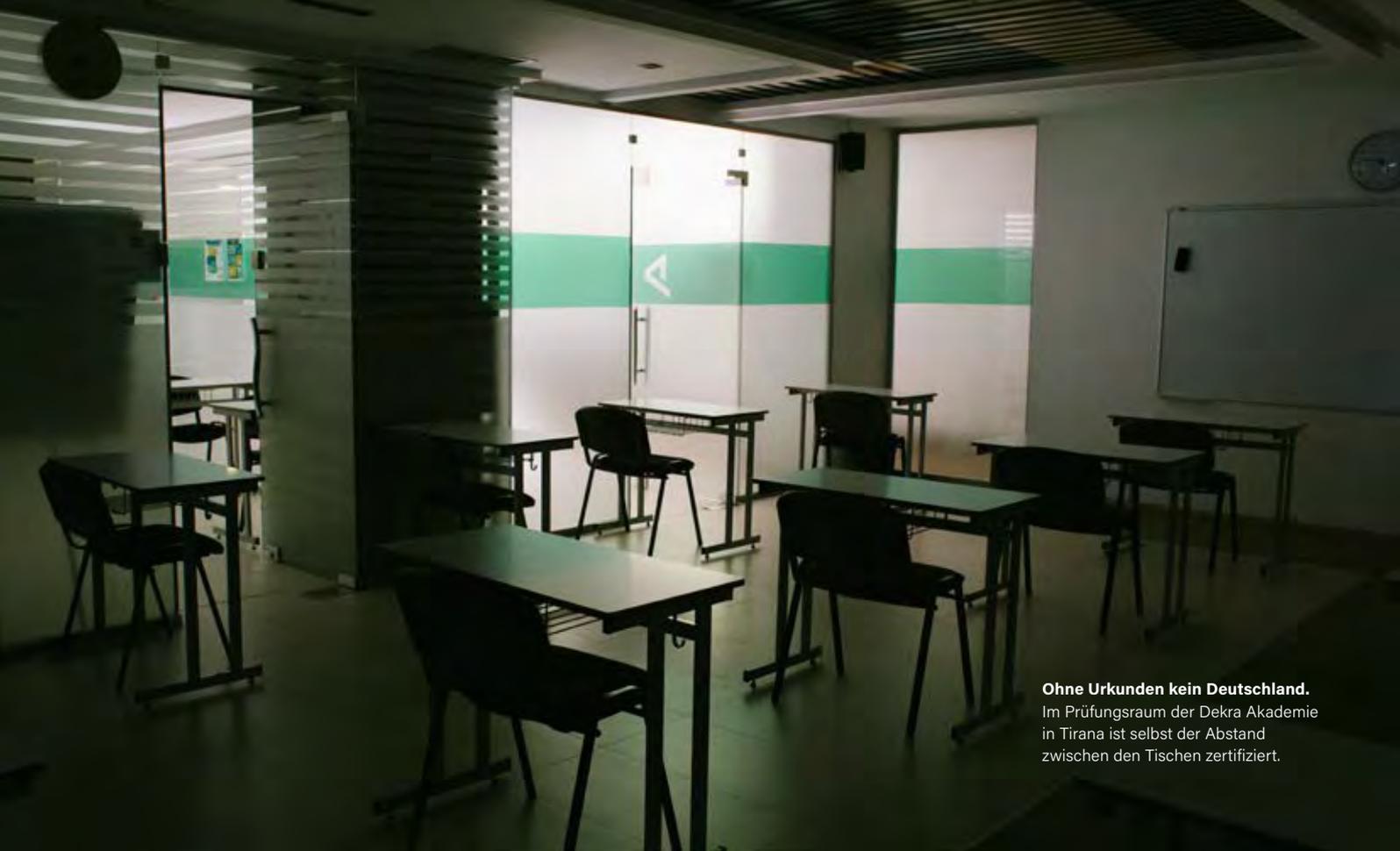
Oriadas Schatten eilt ihr zwischen Mauern flacher Vororthäuser voraus, hinter denen vereinzelt Handywecker klingeln und Hähne krähen; vorbei an Cafétterrassen voller Männer, die Oriada hinterhersehen und ihrer Blicke durstig bleiben; sie biegt ein auf eine Straße mit Industrieplatten und müden Hunden, die schon zu dieser Zeit nach verbranntem Benzin und Müll riecht; in eine Gasse mit Backsteinhäusern, zwischen denen sich Stromleitungen wie Spinnennetze spannen; über einen grau gepflasterten Platz und hinter die Glastür eines Hochhauses mit verspiegelten Fenstern.

Es ist 6.45 Uhr, eine Viertelstunde vor Arbeitsbeginn. In einem Großraumbüro beantwortet Oriada Anrufe, die bei einer Telefonnummer mit Frankfurter Vorwahl eingehen. Sie erklärt deutschen Kund:innen von Turkish Airlines, was ihr Übergepack kosten wird, wie sie ihren Flug umbuchen können

Als Oriada Firaku die schwarze Metalltür zur Straße öffnet, drücken sich gerade die ersten Sonnenstrahlen hinter den Bergen hervor, die Albaniens Hauptstadt Tirana wie eine Stadtmauer umgeben. Die Sonne zieht vor Oriadas Silhouette einen Schatten auf den Asphalt – schmal und aufrecht und viermal so groß wie sie selbst. Sie folgt ihm den täglichen Weg, der aus Schmerzen gewachsen, von Routine geprägt und auf Veränderungen gerichtet ist.

Es ist viel passiert, das Oriada sagen lässt: „Ich werde an diesem Land nichts vermischen.“ Albaniens kaputter Arbeitsmarkt hat ihre Familie schon in ihren Kindheitstagen zerrissen. Ihre Eltern gingen – illegal zur Ernte nach Griechenland – und ließen einen Ort zurück, der fortan kein Zuhause mehr war. Auch Oriada wird gehen: 2019 machte sie einen Bachelorabschluss in Pflege. Direkt danach meldete sie sich für ein Programm





**Ohne Urkunden kein Deutschland.**  
Im Prüfungsraum der Dekra Akademie in Tirana ist selbst der Abstand zwischen den Tischen zertifiziert.

# 2016

**begann die Dekra Akademie** mit der Anwerbung von Pflegekräften in Albanien. Inzwischen kamen über 2000 von ihnen nach Deutschland.



**Der Bulevardi i Ri** ist ein Platz, der Tirana in Richtung Zukunft weist: eine moderne Insel zwischen bröckelnden Fassaden. Oriada will kein Teil von ihr sein.

und dass ihr Personalausweis zur Einreise nach Albanien genügt. An sechs Tagen pro Woche, seit zwei Jahren schon.

Kurz nach 13 Uhr verlassen Kleingruppen junger Menschen das Gebäude. Die Autos auf den Straßen reihen sich inzwischen so dicht wie Zugwaggons. Die Stadt übermannt alles Leben mit Lärm und Hitze. Oriada kommt allein heraus und geht zurück in ihre Wohnung.

Dort ist es kühl und dunkel. Zwei Räume, die kaum mehr als das Nötigste fassen. Im Schlafzimmer ein Doppelbett und eine Couch ohne Lehne, ein Nachttisch, ein sechsstüriger Schrank, eine Schminkkommode. „Hier schlafe ich“, sagt Oriada und deutet auf die rechte Betthälfte. Die Decke mit den Disneyprinzessinnen Elsa und Anna ist ein Geschenk ihrer Mutter, auf dem Nachttisch arabische Liebesromane und eine rosafarbene Gebetskette. In einem Buch mit dem Titel „Sei nicht traurig“ trocknet Oriada Schleierkraut.

„Ich sehe das nicht als mein Zuhause. Auch Freundinnen, die ich seit Jahren kenne, treffe ich draußen. Es ist nur ein Ort zum Essen und Schlafen“, sagt sie. Außer Oriada schlafen zwei Frauen hier. Sie kennt sie kaum. In den vergangenen Jahren hat



**Die alten Menschen** sind in Albanien bald in der Überzahl – wer kann, verlässt das Land für ein besseres Leben.

Bis 1991 hatte Religion in Albanien keinen öffentlichen Platz. Nun leben Atheisten, Christen und Muslime friedlich zusammen, und das Eid-e Qurban, das islamische Opferfest, findet auf dem Hauptplatz Tiranas statt.



## 400

**Euro** verdient eine albanische Pflegekraft im Monat. Die Miete für eine durchschnittliche Wohnung kostet 300 Euro.

Oriada auch häufiger mit Freundinnen zusammengelebt, doch eine nach der anderen heiratete. „Sie haben sich für ihren Weg entschieden, ich für meinen“, sagt Oriada. Sie gehen, um zu bleiben. Oriada bleibt, um weiter als sie zu gehen.

Im Wohnzimmer liegt zwischen einem kaputten Fernseher und einer Eckcouch ein kupferfarbener Gebetsteppich auf dem Boden. Unter dem Fernseh- und unter dem Couchtisch stapeln sich Ausdrucke und Lernhefte der Dekra vom Boden bis an die Tischplatten. Oriada zieht einige Hefte hervor und blättert darin. Sie reichen sprachlich von „Das ist ein harter Käse, ich wollte einen weichen Käse kaufen“ bis zum Burnout-Syndrom. Warnsymptome der ersten Phase: erhöhte Energie, unerreichbare Wünsche, der Wille, alles im Übermaß zu machen. Später Schuldzuweisungen. Depression. Desinteresse. Psychosomatische Reaktion.

Oriada spricht Albanisch, Englisch, Deutsch und Türkisch, etwas Italienisch und

Griechisch. Mit einem EU-Pass gälte sie als Young Professional. Ohne ihn muss sie illegal migrieren, saisonweise schuften oder weiter erarbeiten, was das Ausland von ihr erwartet. Deutschland verlangt neben ihrem Pflegediplom, einer Berufsanerkennung und vielen Papieren vor allem eins: die deutsche Sprache.

Viele der Übungshefte sind lückenlos ausgefüllt, nur einige Seiten blieben unberührt. Auf einer Seite, es geht um Bürgerinitiativen und Engagement in Deutschland, hat Oriada mit einem lila Gelbstift Herzen gekritzelt und geschrieben: „Allah Help Me.“

Seit 2016 hat die Dekra 3500 Pflegekräfte nach Deutschland geholt. Sie kamen aus Serbien, Albanien, Nordmazedonien, Kosovo, Bosnien-Herzegowina, der Ukraine, Mexiko, den Philippinen, Brasilien „und ganz neu mit dabei: Tunesien. Also eine bunte Streuung, was auch meist Kundenwunsch ist“, sagt Peter Klingler. Der deutsche Chef der Arbeitskräftemigration der Dekra Akademie ist dieser Tage nach Tirana gereist. Klingler trägt ein

**Eng, laut, anstrengend.** Wer Ruhe sucht, geht auf die grünen Hügel, die Tirana wie die Mauern einer Festung einschließen.

weißes Hemd und graues Haar. Seine Worte wirken engagiert, seine Augen müde. Er sitzt mit seinen Kolleg:innen in einem neuen Souterrain im Zentrum der Stadt. Während vor den Fenstern Straßenmaschinen weißen Staub in die heiße Mittagsluft wirbeln, ziehen sie im kaltklimatisierten Raum an sechs zusammengedrängten Schulbänken ein Fazit des Programms.

In allen Akademien der Dekra werden gerade 3500 Pflegekräfte ausgebildet. Die Dekra Akademie in Albanien hat bisher über 2000 Menschen nach Deutschland gebracht. Derzeit bereiten 60 Lehrkräfte an 13 Standorten im Land weitere 1500 Pflegekräfte vor. „Damit ist auch gesagt, dass Albanien für uns das wichtigste Land ist“, sagt Klingler. Wie viele Pflegekräfte bisher zurückkamen, könne er an einer Hand abzählen.

Für Klingler ist Oriada kein Sonderfall. „Für neue Kunden mag das erst mal seltsam sein: Viele unserer Pflegekräfte arbeiten im Callcenter oder halten sich irgendwie sonst am Leben. Kunden mit Erfahrung wissen, dass das hier so ist“, sagt er.

Die Kunden melden der Dekra ihren Bedarf, die wiederum kann auf einen Pool von Pflegekräften aus zehn Ländern zugreifen, „soweit überall Teilnehmer brav in den Schulungen sitzen“, sagt Klingler. Die Kunden – das sind mehr als 100 deutsche Krankenhäuser, Rehakliniken, Altenheime; privat, kirchlich, karitativ, kommunal. Sie zahlen für gut ausgebildete Fachkräfte, die solides Deutsch sprechen, alle nötigen Papiere und Arbeitserfahrung mitbringen.

Viele sind jung und kommen wie Oriada von der Universität zur Dekra und haben kaum mehr gearbeitet als ein paar Monate im Praktikum. In der Nähe jeder Universität gibt es Flyer und Plakate von der Dekra. Sie wirbt im Radio und auf einer Facebookseite mit 26 000 Fans. Die Werbung ist kaum noch nötig.

Ein leitender Dekra-Mitarbeiter sagt, in den vergangenen Jahren studierten immer mehr junge Albaner:innen nur deshalb Pflege, um zur Dekra oder anderen Anbietern und dann nach Deutschland zu gehen.

Und dann gibt es noch unvorhersehbare Probleme in Albanien. Klingler erzählt, zur Eröffnung der Akademie seien sogar Staatsvertreter gekommen. Kurz vor der Wahl, im April 2021, brachte ihr Standort die Dekra dennoch in die Bredouille: Die Polizei fand im Gebäudekomplex der Dekra ein Waffenlager Oppositioneller, so erzählt es Klingler.



**Für Peter Klingler**  
von der Dekra  
Akademie ist Albanien  
der wichtigste Markt  
für Pflegekräfte.

**In den vergangenen Jahren studierten immer mehr junge Albaner:innen Pflege, um nach Deutschland zu gehen.**

Anstelle von drei Stockwerken voll Unterrichtsräumen gibt es nun kleine Büros und einen Prüfungsraum. Der Sprachunterricht findet online statt, die Vorbereitungen für die Praxisprüfungen fallen ganz aus.

Ein Arbeitgeber für Oriada hat sich bislang noch nicht gefunden – und ohne Arbeitsvertrag kann die Dekra nicht die Visa-Unterlagen beantragen. Vor drei Wochen hatte sie ein erstes digitales Jobinterview mit einer Klinik in Bad Segeberg. Oriada wollte mit einer Freundin dorthin gehen. Ihre Freundin bekam einen Arbeitsvertrag, sie nicht. Also fragte sie nach: warum? Eine Antwort gab ihr niemand.

Wenn man Oriada fragt, was sie sich von Deutschland erhofft, sagt sie: ankommen. „Ich bin in meinem ganzen Leben ständig umgezogen. Ich hatte kein eigenes Haus, keine richtige Arbeit. Es ist sehr schwer, sein ganzes Leben so zu verbringen.“



**Allah ist mit den Geduldigen.**  
Oriada trocknet Blumen in ihrem Taschenkoran. Fünfmal am Tag betet sie. Es hilft ihr, zur Ruhe zu kommen und das Warten zu ertragen.

## Eine 75-Stunden-Woche für ein paar hundert Euro – das ist der Preis für die Aussicht auf ein besseres Leben.

Sie kann es nicht erwarten zu gehen, lächelt, wenn sie das sagt. Doch sie wird schnell wieder ernst. Sie rechnet nicht damit, in drei Monaten in Deutschland zu sein. Eher in einem Jahr. So lange arbeitet sie sich durch die Monotonie des Aushaltens. In ihrer Instagram-Bio steht neben ihrem Porträt: „Allah ist mit den Geduldigen.“

Oriadas Deutschlehrerin, Nensi Koja, hatte Oriada zu Beginn der Ausbildung als zurückhaltend erlebt. „Aber ich merkte, dass sie sich jeden Tag Mühe gab. Damals arbeitete sie neun Stunden am Tag und lebte allein. Sie kam bald unvorbereitet in die Klasse – einmal, zweimal, dreimal. Sie konnte nicht mehr. Ich habe gesagt: Du musst den Stoff nachholen, sonst geht das nicht.“

Es musste gehen. Denn Oriada hat einen Vertrag mit der Dekra geschlossen. Die Ausbildung kostet sie nichts, solange sie sie abschließt. Bricht sie ab, verliert sie nicht nur ihre Perspektive. Dann muss sie auch alles zurückzahlen. Sie bliebe mit Tausenden Euro Schulden in einem Land zurück, in dem das Gehalt kaum die Miete deckt.

Oriada lernte, schlief kaum noch, schaffte die Prüfung mit Bestnote und schenkte der Lehrerin einen Strauß rote Tulpen zum Dank.

Bis vor kurzem hastete Oriada nach neun Stunden Arbeit nach Hause, betete, nahm sich ihre Deutschbücher und ging 40 Minuten durch die Stadt zur Dekra Akademie. Dort saß sie bis acht Uhr abends im Unterricht. Danach Hausaufgaben. Im Schichtdienst einer Krankenpflegerin ist die Weiterbildung noch härter: eine 75-Stunden-Woche für ein paar hundert Euro und die Aussicht auf ein besseres Leben.

Nun hat sie das B2-Sprachzertifikat, das laut Dekra Akademie nur 50 bis 60 Prozent bestehen. Die Praxisprüfung, ein Arbeitsvertrag und das Visum fehlen noch. Drei Monate sieht die Dekra für diese letzten Schritte eigentlich vor. Oriada hat ihre Arbeitszeit für den praktischen Unterricht auf sechs Stunden gekürzt, doch nun findet er nicht statt. Sie weiß nicht, warum. In Albanien gewöhnt man sich schnell ab, zu fragen, warum die Dinge nicht funktionieren.

Albanien ist schon länger eine Migrationsgesellschaft. Nach der Wende 1990 wurden Waren und menschliche Arbeit wertlos. Viele, wie Oriadas Eltern, zogen von Albanien nach Italien oder Griechenland.

Deutschland ist seit 2015 im Fokus. Damals gingen knapp 55 000 Asylanträge aus Albanien ein – und damit mehr als aus dem



**Zwischen Vergangenheit und Zukunft.** Wenn Oriada in ihrem Kinderzimmer steht, werden Erinnerungen wach. Dann fühlt sie, warum sie gehen muss.



**In einer Kinderklinik** in Tirana werden Impfungen in meterbreiten Büchern dokumentiert. Computer? Fehlanzeige.

# 500 000

**Pflegekräfte** werden dem deutschen Gesundheitssektor laut einer Studie der Bertelsmann-Stiftung 2030 fehlen.

Irak oder Afghanistan. Jeder kennt Menschen, die bereits emigriert sind oder es versucht haben. Einige mehrfach. Die meisten Abschiebungen 2020 aus Deutschland betrafen Menschen mit albanischer Staatsangehörigkeit.

Es hat sich rumgesprochen, dass es mit einem Asylantrag nicht funktioniert: Im Jahr 2019, dem letzten Erhebungszeitraum vor Corona, gingen nur noch 2500 Asylanträge ein. Trotzdem war im selben Jahr die Zahl der Geburten und derer, die Albanien legal verlassen haben, erstmals nahezu gleichauf. Die Menschen nutzen die Westbalkanregelung mit Jobaussicht – Oriada schätzt, dass von den 80 Leuten aus ihrem Studium 70 bei der Dekra sind.

Ein Grund ist die schlechte Wirtschaftslage im Land. Das Einkommen reicht kaum zum Leben. Eine Krankenschwester bekommt knapp 400 Euro, eine Zweiraumwohnung in bezahlbaren Vierteln Tiranas kostet 300. Studierten Pflegekräften stellt die Dekra fast zehnmals mehr Gehalt in Aussicht: bis zu 3600 Euro.

Wer mit albanischen Pflegekräften spricht, hört viele Gründe, um zu gehen. Von 16-Stunden-Schichten, die das Privatleben zerstören, von Motivationslosigkeit unter Ärzt:innen, von Wattetupfern und Handschuhen, die sie selbst bezahlen müssen. Sie erzählen von einem Land, in dem nur die Erfolg haben, die skrupellos genug sind.

Die Chancen der Ausreisewilligen stehen gut, selbst wenn sie mal durch eine Prüfung fallen. Der Pflegenotstand in Deutschland betrifft nicht mehr nur Altenheime, sondern reicht von Arztpraxen bis in Operationssäle. Nach Schätzungen der Bertelsmann-Stiftung werden dem deutschen Gesundheitssystem 2030 eine halbe Million Pflegekräfte fehlen. Die Dekra ist längst nicht mehr allein auf dem Markt: Agenturen werben Pflegekräfte aus dem Ausland an und bereiten sie für den Arbeitsplatz und die Ausländerbehörde vor. Zum Teil sind die Agenturen staatlich gefördert. Die Konkurrenz wird größer und internationaler. Alle brauchen Pflegekräfte und holen Menschen.

Wie viele Menschen Anfang zwanzig in Tirana, hat auch Oriada Freundinnen, die bereits in Deutschland sind. Eine ist über die Dekra nach Hamburg gegangen und arbeitete zunächst in einem Pflegeheim. Sie erzählte Oriada, ihre deutschen Kolleginnen hätten sie nicht beim Namen genannt, sondern nur „du, Albanerin“ gerufen. Sie schickten sie waschen



und putzen. „Sie ist sehr stark, aber sie sagte mir: Jeden Tag, wenn ich nach Hause komme, weine ich. Da war ich mir nicht mehr sicher, ob ich das wirklich möchte“, sagt Oriada. Sie habe nicht so lange studiert, um zu putzen.

Ihr Onkel aus England schlug ihr vor, sie solle zu ihm kommen. Er könne ihr helfen. Oriada entschied sich für den längeren und einsameren Weg. „Wenn jemand dir hilft, kann er am Ende sagen: Du bist dort, weil ich dir geholfen habe. Und ich möchte nicht, dass das später jemand über mich sagt.“

Oriadas Vater fuhr in der Erntesaison, seit er 15 Jahre alt war, nach Keramoti, einer kleinen Stadt in Griechenland, um Obst zu ernten. Als das Geld für die Familie in Albanien nicht mehr reichte, musste auch die Mutter dort arbeiten. Im Sommer 2006, als Oriada acht Jahre alt war, nahmen ihre Eltern sie und ihre drei Jahre ältere Schwester mit in die Küstenstadt.

Da die Eltern illegal in Griechenland waren, konnten die Mädchen nicht zur Schule gehen und mit ihnen leben. Da der Arbeitsmarkt in Albanien so kaputt war, konnten Oriadas Eltern nicht mit ihr und der Schwester zu Hause leben.

Als Oriada gerade neun Jahre alt war, schickten die Eltern sie zurück in ihr Haus in Albanien und kamen, wann sie konnten: alle zwei Monate für einige Tage oder Wochen. „Seit ich neun Jahre alt war, habe ich allein gelebt“, sagt Oriada. Ihre Schwester fehlt in diesen Schilderungen. Sie machte sich nicht viel aus Schule und Haushalt und traf früh den Jungen, mit dem sie heute in Italien lebt.

Solange Oriadas Großvater Zyfer lebte, hatte Oriada noch etwas Halt. Sie beschreibt ihn als gutgekleideten Menschen, der immer ein Stofftaschentuch und einen Spiegel bei sich trug. „Mein Opa war der Einzige, der an mich geglaubt hat“, sagt Oriada und zieht ihre Lippen mit Zeigefinger und Daumen spitz zusammen, wie immer, wenn ihre Fassade zu bröckeln droht. Er sei kein besonders gebildeter Mensch gewesen, habe es aber geliebt, in Medizinbüchern zu lesen. Es hätte ihm gefallen, sie als Ärztin zu sehen.

Als Oriada elf Jahre alt war, wurde bei ihrem Großvater ein Lebertumor entdeckt. Sie war die Letzte, die bei ihm war, bevor er starb. „Dann war ich ganz allein.“ Alles, was ihr von ihm geblieben ist, bewahrt sie in einer Kiste in ihrem Heimatdorf Gjyralë.

Von diesem Tag an hatte Oriada ein Ziel: Sie wollte für ihren Großvater Medizin stu-

**Großvater Zyfer.** Er war Oriadas größter Halt. Ihre kleine Cousine hat das Foto zerrissen, die Schnipsel hütet sie wie einen Schatz.



dieren. Während ihre innere Welt zusammenbrach, nahm sie die äußere fest in den Griff. Sie war gut in der Schule, stemmte den Haushalt und lernte, alles in Ordnung zu halten, den Schein zu wahren. Sie ist es nicht gewohnt, über ihre Kindheit zu sprechen. Sie stockt, wiederholt und weint, wenn sie Sätze sagt wie: „Ich war so klein und habe alles selbst gemacht.“

Mit 14 Jahren ging sie auf ein türkisch-muslimisches Gymnasium, das besser war als jedes staatliche im Umkreis. Sie lebte in einem Internat, lernte Türkisch und Englisch und begann, regelmäßig zu beten. Oriada sagt: „Meine Kindheit war voll von Arbeit und Lernen, um meine Ziele zu erreichen. Ich war nie glücklich“ – und doch würde sie sich immer wieder für diese Schule entscheiden.

Im Jahr ihres Schulabschlusses startete der Staat einen Versuch: Nicht die mit den

„Seit ich neun Jahre alt war, habe ich allein gelebt.“



**Verwachsen.** Oriada Firaku und ihre Großmutter gehen nur noch selten auf den Olivenhain der Familie. Es ist keiner mehr übrig, der ihn pflegen könnte.

besten Noten bekamen den Studienplatz in Medizin, sondern die mit einem technischen Schwerpunkt im Abitur. Den hatte Oriada nicht – also studierte sie Krankenpflege.

Es gibt andere Programme als das der Dekra, wie „Triple Win“ von der Agentur für Arbeit. Damit wäre Oriada schon in Deutschland, arbeitete als Hilfskraft und bereitete sich nebenbei auf die letzten Sprach- und Fachprüfungen vor. Doch sie geht auf Nummer sicher, denn sie will gehen, um zu bleiben.

Eine Autostunde südlich von Tirana, zwischen Hügeln, die an die Toskana erinnern, vorbei an Industrieruinen, liegt Gjyralë – der Ort, an dem Oriada zum letzten Mal zu Hause war. Alles, was sie in Tirana erzählt, nimmt dort Gestalt an.

Oriada öffnet das schwarze Metalltor und tritt vom Schotter der Straße auf die Betonfläche. Über der rechten Schulter trägt

sie ihre Handtasche, in der linken Hand eine Plastiktüte mit Muffins und Pflirsichsaft. Sie ruft nicht, sie schaut sich um, bis schließlich eine kleine Frau mit einem weißen Mulltuch um den Kopf an die Haustür tritt. Oriada umarmt ihre Großmutter Nadire so, als würde sie mehr trennen als zwei Kopflängen.

Als Nadire mit der Tüte das Haus verlässt, geht Oriada in ein kleines, rosa gestrichenes Zimmer mit zwei Betten und einem Kleiderschrank – ihr Kinderzimmer. Sie stellt sich auf ihre Zehenspitzen vor den Schrank und streckt sich, bis ihre Hände eine kleine Schatulle mit rosa Herzen und Kanten aus Aluminium erreichen.

Mit Daumen und Zeigefinger öffnet sie die Schatulle. Sie ist gefüllt mit wertlosen Kostbarkeiten. Ganz oben liegt das zerstückelte Foto eines jungen Mannes mit Krawatte und Hut: ihr Großvater Zyfer. Er blickt an der Kamera vorbei und ist ganz bei sich.

Das hier ist der Ort, an dem Oriada mal zu Hause war, ein Startpunkt, der noch immer ohne Endpunkt ist.

Ihre Großmutter und sie setzen sich jetzt jede an ein Ende der Eckcouch und schweigen. Zwischen ihnen ist viel Platz.

Die Großmutter redet zuerst.

„Was ist los, Oriada?“

„Nichts. Ich habe nur etwas Kopfschmerzen.“

„Weil du zu viel lernst.“

„Nein, ich bin einfach müde.“

Sie schweigen lange.

Zurück in Tirana, schaut Oriada fast jeden Tag ihre E-Mails nach Jobangeboten von der Dekra durch. Sie möchte in einem Krankenhaus arbeiten, am liebsten in der Neurologie. Bisher war noch nicht das Richtige dabei, und wer weiß, wie lange die Behörden brauchen werden, bis alle Papiere fertig sind. Wenn sie es einmal nach Deutschland geschafft hat, wird sie eine Aufenthaltsgenehmigung für ein oder vielleicht drei Jahre bekommen. Von da an muss sie alle ein bis drei Jahre Nachweise erbringen, Termine bei der Ausländerbehörde beantragen, bängen, dass sie noch gebraucht wird und alle Unterlagen rechtzeitig da sind.

Fest steht: Oriada wird ihr Kostbarstes, die Schatulle mit den Schätzen ihres Großvaters, mitnehmen. Manchmal erlaubt sie sich zu träumen. Dann lebt sie in Deutschland in einem Haus mit ihren Eltern, so wie es in Albanien nie mehr möglich war.

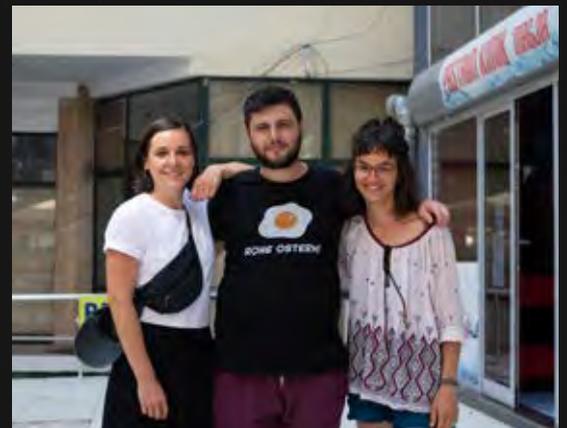
# Making of:

# XI



Fotografin Anne Speltz (rechts) und Autorin Pia Stendera beschäftigen sich in ihrer Arbeit immer wieder mit Menschen, die auf der Suche nach einem besseren Leben ihr Land verlassen. Meist müssen diese Menschen darum kämpfen, in Deutschland bleiben zu dürfen. Wie aber sieht es bei Menschen aus, die Deutschland nicht ablehnt, sondern händeringend braucht? Wie fassen sie den Entschluss, in die Fremde aufzubrechen, wie stark müssen sie in Vorleistung gehen, und was lassen sie zurück? Von diesen Fragen geleitet, reisten sie nach Albanien und fanden schnell heraus, dass es kein konkretes Bild von Deutschland braucht, um sich auf den Weg zu machen, und wie weit vor dem Aufbruch dieser Weg beginnt. Speltz und Stendera haben mit acht Pflegekräften gesprochen, die vertraglich an die Dekra Akademie gebunden sind. Keine:r von ihnen sieht in Albanien eine Perspektive. Sie fürchten schlechte Löhne und beklagen sich über korrupte Politiker:innen, über ein System, das keine freie Meinungsäußerung duldet. Sie danken Nebih Bushaj (Mitte), ihrem Übersetzer und Helfer in Tirana. Dank ihm konnten sie die Probleme junger Albaner:innen besser verstehen und Oriada Firaku dazu bewegen, ihre Geschichte zu erzählen.

[pia.stendera@posteo.de](mailto:pia.stendera@posteo.de) / [anne.speltz@hotmail.fr](mailto:anne.speltz@hotmail.fr)



**Geschafft.** Im Regierungsviertel schlüpfte Martin Patzelt aus der Anzugjacke. Er ist einer von 126 Abgeordneten, die in diesem Jahr ihre politische Karriere beenden – und Bilanz ziehen.



# LIED VOM SCHEITERN

Der CDU-Abgeordnete Martin Patzelt nahm zwei Geflüchtete aus Eritrea in seinem Haus auf, besiegte Alexander Gauland und redete mit der AfD. Zu Hause in Frankfurt (Oder) gilt er als „letzter Christ“ seiner Partei. Jetzt verlässt er das Parlament. Was bleibt?



Er will seinen Abschied nicht feiern, sagt er, weil es nichts zu feiern gibt. In acht Jahren als Bundestagsabgeordneter hat Martin Patzelt nichts gefeiert. Nicht seinen Sieg gegen AfD-Chef Alexander Gauland 2017 im Wahlkreis Oder-Spree. Nicht das Migrationspaket 2019, das er mitentschieden hat. Nicht die Freilassung des Bloggers Nguyen Huu Vinh, für dessen Prozess er als Beobachter nach Vietnam fuhr.

Martin Patzelt, CDU, ist froh, den Bundestag endlich verlassen zu können. Die letzte Sitzung vor der Sommerpause: Er trägt heute seinen schönsten Anzug und Krawatte. Tagesordnungspunkt 42a wird aufgerufen, Thema Menschenrechte. Sieben Abgeordnete sind vor ihm dran – wie so oft kommt er als Letzter. Für seine Rede hat er vier Minuten Zeit. Er könnte sie dazu nutzen, auf Erfolge zurückzublicken, so wie es die meisten tun. Patzelt stellt sich ans Rednerpult und sagt: „Ich danke meinen Wählerinnen und Wählern, die oft genug akzeptieren mussten, dass ich nicht ihrer Meinung war.“

Er lächelt nervös und liest von einem Zettel ab. Nach der Rede eilt er Richtung Ausgang, geht an seiner CDU-Fraktion vorbei, wo ihm Philipp Amthor herzlich lachend zunickt und applaudiert. Später sagt er: „Wie so oft war ich der Unbedeutendste der Reihe.“



**Neue deutsche Familie.** In Briesen sitzen Martin und Katharina Patzelt und ihr Sohn Sebastian mit Haben Legese an einem Tisch.

### Das Mantra

Patzelt hat sich eingesetzt, acht Jahre lang. Er hat gekämpft. Für christliche Werte wie Nächstenliebe und Gastfreundschaft, für die Demokratie. Er wollte Geflüchtete besser integrieren, das C in der CDU stärken, seinen Wahlkreis vor der AfD retten. Seit Angela Merkel am 31. August 2015 ihren berühmten Satz sagte, richtete Martin Patzelt seine politische Arbeit auf ihr Mantra aus: Wir schaffen das.

Aber Martin Patzelt hat es nicht geschafft. Er ist einer von 126 Abgeordneten, die 2021 ihre politische Karriere beenden – und nun Bilanz ziehen müssen. Einige von ihnen werden jetzt in Statistiken schauen, sie verfolgen vielleicht die aktuellen Umfragewerte oder betrachten mit Sorge den erstarkenden rechten Rand. Wenn Patzelt Bilanz zieht, muss er sich in seinem Wahlkreis in Ostbrandenburg umschaun. Er muss durch sein Heimatdorf Briesen gehen, wo die AfD zuletzt auf rund 26 Prozent kam und er mit seiner Frau, einem seiner Söhne und dem Geflüchteten Haben Legese zusammenwohnt. Dort sieht er jeden Tag, was er während seiner Zeit im Bundestag alles nicht geschafft hat. An was ist er gescheitert?

### Der Politiker

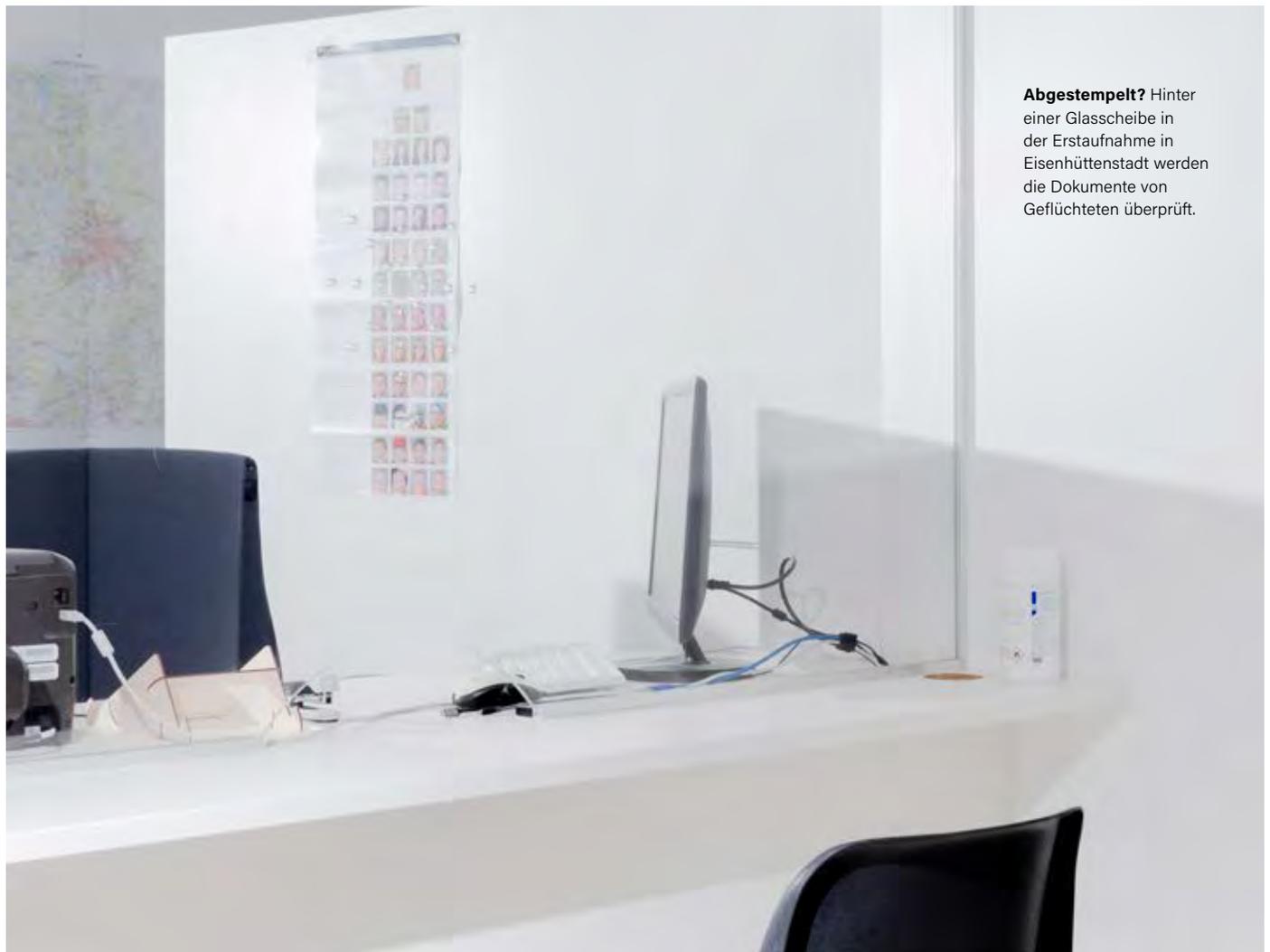
Martin Patzelt wollte nie Abgeordneter werden. Von 2002 bis 2010 war er Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt (Oder), später Vorsitzender der Frankfurter Lebenshilfe, engagierte sich im Eine-Welt-Laden, arbeitete als ehrenamtlicher Richter am Bundessozialgericht und leitete Gottesdienste in Dörfern. 2012 plante er eine sechsmonatige Reise nach Israel, als ihn der CDU-Kreisverband fragte, ob er für den Bundestag kandidieren will. Erst wollte er nicht, dann machte er es doch. Ihn reizte es, gegen den damals starken Kandidaten der Linken zu gewinnen.

Er wird gewählt mit 34 Prozent. Patzelt hat als Sozialarbeiter in der DDR ein Kinderheim geleitet, er ist kein Machtmensch. Er geht in Schulen, um mit Kindern über Demokratie zu sprechen, hört viel zu und lächelt sein verschmitztes Lächeln. In seinem Wahlkreis, in dem viele wenig mit Politik und Politikern anfangen können, kommt das gut an. Dort nennen sie ihn den „letzten Christen in der CDU“.

Er nimmt seine Arbeit als Abgeordneter mit viel Idealismus auf. Er will anderen helfen, sich um die

# 34%

der **Erststimmen** gingen bei den Bundestagswahlen 2013 im Wahlkreis Frankfurt (Oder)-Oder-Spree an Martin Patzelt.



**Abgestempelt?** Hinter einer Glasscheibe in der Erstaufnahme in Eisenhüttenstadt werden die Dokumente von Geflüchteten überprüft.

Schwachen kümmern. Also geht er in den Familienausschuss und in den für Menschenrechte. Doch im Bundestag geht es nicht ums Kümmern. Wer etwas durchsetzen will, muss Strippen ziehen und Verbündete suchen. Patzelt schafft es selten, in der CDU-Fraktion genug Unterstützung für seine Ziele zu finden.

### Die Geflüchteten

Im Sommer 2015, als jeden Monat Zehntausende nach Deutschland flüchten, nimmt Martin Patzelt zwei junge Männer aus Eritrea bei sich zu Hause auf. Sie heißen Habes Legese und Awet Tekie, die beiden sind 19 und 24 Jahre alt. In Eritrea werden Christen wie sie gezwungen, zum Militär zu gehen und Zwangsarbeit zu verrichten, sobald sie die Schule verlassen. Patzelt kommt aus einer Familie, die 1945 aus Ostpommern vertrieben wurde, und möchte Legese und Tekie ebenso herzlich aufnehmen, wie er damals in Brandenburg aufgenommen wurde.

Er überlässt ihnen das Obergeschoss seines zitronengelben Hauses, wo vor ihnen schon zwei bedrohte Frauen mit Kindern, eine Studentin aus Ghana und ein ukrainischer Praktikant wohnten. Er sucht ihnen eine Deutschlehrerin und verschafft ihnen Arbeit. Einmal nimmt er sie sogar mit in den Bundestag.

Patzelts wohnen in Briesen, einem Ein-Straßen-Dorf mit rund 3000 Einwohnern. Dort gibt es eine Bahnstation und einen Edeka. An die Häuserwände sind Anarchiesymbole gesprayt, DDR- und Deutschlandflaggen wehen in den Gärten. Die Menschen in Briesen zeigen den beiden Eritreern auf der Straße den Mittelfinger, Patzelt wird zum Gesprächsthema, aber das stört ihn nicht. Er will die Vorurteile der Dorfbewohner abbauen, indem er sie möglichst oft mit Legese und Tekie in Kontakt bringt.

### Das Fest

In Briesen steht Legese auf einer Bühne vor der Scheune in Patzelts verwildertem Garten. Er trägt ein weißes Hemd, hinter ihm ist eine Landkarte aufgebaut. Vor der Bühne drängen sich rund 40 Menschen auf Bierbänken und Decken, Geschwister, Kinder und Enkel der Patzelts. Im Sommer 2021 feiern sie, wie jedes Jahr, Familienfest. Und das beginnt, wie immer, mit einem Theaterstück.

Katharina Patzelt, die Hausherrin, trägt eine braune Kutte. Sie begrüßt die Anwesenden zur „Fernsehrunde“. Sie steckt ihren Kopf durch einen Bilderrahmen und kündigt die Sendung „Länder – Menschen – Abenteuer“ an. Für Legese das Stichwort. Er breitet die eritreische Nationalflagge aus und erklärt der Familie seine Heimat. Er erklärt, dass er zu Hause zwei Stunden zum nächsten Markt gehen musste, und nicht wie zum Edeka fünf Minuten.

Legese spricht fließend Deutsch. Seit 2019 lernt er in Eisenhüttenstadt, wie man Wasserleitungen verlegt und Heizungen entlüftet. In der Region rund um Briesen hat er Freunde gefunden, und Patzelts Familie hat ihn als

einen der ihren angenommen. Er ist ein Musterbeispiel für gelungene Integration.

Awet Tekie hatte dieses Glück nicht. Er hat nicht gut genug Deutsch gelernt und seine Ausbildung zum Altenpfleger abgebrochen. Er ist weggezogen nach Köln, mit Martin Patzelt spricht er kaum noch. Im Sommer 2021 ist er krank und reagiert nicht auf Nachrichten.

Katharina kündigt einen neuen Programmpunkt an. Ihre Verwandten bauen eine Leinwand auf und spielen darauf ein Musikvideo ab: „Kein Mensch hat Lust auf Ärger, kein Mensch ist illegal.“ Die Stimme Sebastian Krumbiegels von den Prinzen schallt durch den Garten. Während die Musik spielt, geht Katharina betreten zur Seite und zündet sich eine Zigarette an. Das Lied gegen Rassismus weckt unangenehme Erinnerungen. Legese sitzt jetzt im Publikum, er klatscht verhalten.

2015 bekam Patzelt für seine Entscheidung, die beiden Eritreer aufzunehmen, viel Lob. Dazu gehören zahlreiche Medienberichte, ein Brief von Theo Waigel und sogar Spendenangebote. Doch es hagelt auch Drohungen. Die Schreiben kleben an seiner Haustür, liegen im Briefkasten und kommen per E-Mail, manchmal unter echtem Namen:

„Auch du wirst bald an einer Laterne baumeln.“

„Schade, dass es das Dritte Reich nicht mehr gibt.“

„Linksfaschistischer, dem Multi-Kulti-Wahn verfallener Deutschenhasser.“

Im CDU-Verband sagen sie ihm: Martin, die beiden Geflüchteten aufzunehmen, war ein Fehler. Ein Sicherheitsdienst meldet sich bei den Patzelts, er will neue Fenster und Türen in ihr Haus einbauen. Katharina erinnert sich, wie sie den Leuten vom Sicherheitsdienst antwortet: „Dann müssen wir ja unser Tor zumachen. Das haben wir noch nie gemacht.“ Patzelts fühlen sich sicher, von Gott behütet.

### Die Sache mit der Integration

Martin Patzelt will nicht nur Legese und Tekie helfen, sondern auch politisch etwas ändern. Schon im August 2014 hat er sich für eine private Unterbringung von Geflüchteten eingesetzt. Warum sollen sie in Zelten und Turnhallen schlafen müssen, wenn es auch in Privatwohnungen Platz gibt? Dafür müssten nur ein paar Vorschriften angepasst werden. Er schreibt einen offenen Brief an die Abgeordneten, gibt Interviews. Er trägt es in den Menschenrechtsausschuss. Im Bundestag hält man seinen Einsatz für bemerkenswert. Aber mehr auch nicht.

Heute ist nur jeder zweite Geflüchtete in Deutschland in einer privaten Wohnung untergebracht. In Brandenburg sind es nur rund 35 Prozent, landesweit die zweit schlechteste Quote.

2015 erreicht Martin Patzelt, dass Legese unbezahlt im Edeka arbeiten kann, obwohl über seinen Asylstatus noch nicht entschieden wurde. Patzelt nutzt dafür eine Gesetzeslücke und deklariert den Job als „Praktikum“. Legese

50%

der Geflüchteten in Deutschland sind in privaten Wohnungen untergebracht.

Martin Patzelt will nicht nur Legese und Tekie helfen, sondern auch politisch etwas ändern.

35%

der Geflüchteten sind in Brandenburg dezentral untergebracht. Das ist landesweit die zweit schlechteste Quote.

**Verlorener Posten.** Martin Patzelt saß für die CDU nur im Menschenrechtsausschuss. In der Innenpolitik, zu der die Integration von Geflüchteten gehört, führten andere die Regie.



soll in Briesen nicht vereinsamen, sondern die Menschen dort kennenlernen.

Einige Einwohner Briesens kommen nicht damit klar, dass ein Schwarzer bei Edeka an der Fleischtheke bedient. Einer von ihnen sagt zur Verkäuferin: „Wenn der bei Ihnen die Wurst anfasst, dann komm ich nichts mehr kaufen.“ Die Briesener sehen aber auch, wie Legese schwere Kisten durch den Markt schleppt. Je mehr sie mit ihm in Kontakt kommen, desto mehr akzeptieren sie ihn. Ein paar Monate später wird er zum Grillen eingeladen.

Martin Patzelt will erreichen, dass ein Teil des Geldes, das als Hilfen an Geflüchtete ausgezahlt wird, stattdessen in den Ausbau von geeigneten Jobs gesteckt wird. Er wendet sich damit ans Arbeitsamt, ans Sozialministerium, an die Arbeitgeberverbände, ans Bundeskanzleramt. Doch es ist rechtlich nicht möglich, mit Versicherungsgeldern Jobs zu schaffen, dafür dürfen nur Steuergelder verwendet werden. So sagt es ihm das Arbeitsamt.

Von jenen Geflüchteten, die seit 2015 ins Land kamen, geht heute nur rund jeder Zweite arbeiten. Und jeder Zweite nicht. Einer von ihnen ist vermutlich Awet Tekie, der Briesen 2018 verlassen hat. Martin Patzelt sagt, das sei eine seiner größten Niederlagen. Er erklärt sie sich

damit, dass Tekie aus der Hauptstadt Asmara kommt und von Anfang an verwöhnter gewesen sei als Legese, der aus einer Bauernfamilie stammt. Legese sagt, er genieße die Stille in Briesen, Awet Tekie dagegen sei geselliger und brauche Großstadtluft.

Patzelt konnte einem der beiden helfen. Im Bundestag, auf der politischen Ebene, ist er gescheitert. Er konnte sich nicht durchsetzen.

### Die Christdemokratie

An einem Sonntagnachmittag Ende Juli sitzt Martin Patzelt in seinem Garten und liest das Buch „Die Kandidatin“ von Constantin Schreiber. Darin geht es um ein Deutschland der Zukunft, in dem eine Muslimin als aussichtsreichste Kanzlerkandidatin gilt. Patzelt runzelt die Stirn. Er fragt sich, ob die Deutschen der Zukunft eine solche Kandidatin verkraften können.

Später, in der Küche beim Abwaschen, spricht er mit Legese über Armin Laschet, den CDU-Kanzlerkandidaten, der bald für einen Wahlkampfauftritt nach Frankfurt kommt. Legese sagt, er verstehe das nicht. Wieso ausgerechnet nach Frankfurt, diese Stadt an der polnischen Grenze? Patzelt sagt: „Kennst du das Märchen von der

### Tschüs, Berlin.

In Mitte, Unter den Linden, hatte Martin Patzelt eine Zweitwohnung. Haben Legese hilft ihm, sie zu streichen. Er taucht den Malerroller in einen Hornbach-Eimer.



goldenen Gans? So ist das auch bei Laschet. Er geht hin, und ganz viele Wähler bleiben kleben.“

Eine Woche später stehen die Brandenburger CDU-Granden auf einem Parkplatz in Frankfurt, nahe der Innenstadt. Schwarze Regierungswagen, Männer in dunklen Anzügen, Handys am Ohr. Da fährt Patzelt mit seinem VW Touran um die Ecke, parkt und steigt aus. Er hängt sich lässig die Anzugjacke über die Schulter und geht auf die Gruppe zu, Hände schütteln.

Armin Laschet fährt in einer Limousine vor. Alle gehen auf ihn zu, Patzelt ist der Schnellste. Die beiden kennen sich nur flüchtig, aber sind sofort im Gespräch. Für Patzelt ist es ein Heimspiel, er erklärt Laschet seinen Wahlkreis. Vom CDU-Team und Dutzenden Fotografen begleitet gehen sie zur Brücke, die über die Oder nach Polen führt. Patzels Nachfolger für das Direktmandat, ein schmaler Rechtsanwalt namens Rosentreter, schleicht schüchtern neben den beiden her.

Auf der Oderbrücke bringen sich Laschet, Patzelt und Rosentreter für die Fotografen in Position. Laschet gibt ein Interview, redet irgendwas von Europa und Zusammen-

## Patzelt sagt, er habe ein Problem mit dem Opportunismus in der CDU. Er könne in seiner Partei nicht viel erreichen.

halt. Sie gehen zurück zum Frankfurter Stadtzentrum, Anzugträger umgeben von Plattenbauten. Vor einer Kneipe vergisst ein Mann, seine Zigarette zum Mund zu führen, ein weiterer bleibt mit seinen Plastiktüten in der Hand stehen und verzieht das Gesicht zur Fratze. Drei arabische Jungs auf einer Parkbank wissen nicht, wer Armin Laschet ist.

Laschet spricht mit keinem, er hält keine mitreißende Rede. Er posiert vor einem Wahlstand und gibt noch ein Interview, in dem er etwas über den Strukturwandel erzählt. Dann setzt er sich in seine Limousine und fährt zum nächsten Termin.

Martin Patzelt fuhr seine Wahlkampftouren 2013 und 2017 mit dem Fahrrad, durch Spreenhagen, Storkow-Rieplos, Brieskow-Finkenheerd und Reudnitz. Er ging in die Kneipen und trank mit den Leuten Bier. Seine Nahbarkeit und ehrliche Art führten ihn zum Sieg. Im Bundestag sind sie ihm ein Hindernis.

Als Anfang 2016 in der CDU-Fraktion eine Unterschriftensammlung herumgeht, die Angela Merkel vor der Landtagswahl in Baden-Württemberg zu einer restriktiveren Flüchtlingspolitik zwingen soll, ist Martin



**Heimspiel.** In Frankfurt (Oder) holte Patzelt zweimal das Direktmandat für die CDU. Beim Wahlkampf mit Armin Laschet gibt er sich kämpferisch.

21%

der Stimmen gingen bei den Europawahlen 2019 in Frankfurt (Oder) an die AfD.

Patzelt der Erste, der sich dagegen ausspricht. Er schickt eine E-Mail an die ganze Fraktion, Betreff: „Ich unterschreibe nicht.“ 32 CDU-Abgeordnete schließen sich direkt an, das Vorhaben kippt. Er sei vor der Kanzlerin eingeknickt, hört er von anderen auf der nächsten Fraktionssitzung.

Patzelt sagt, er habe ein Problem mit dem Opportunismus in der CDU, und deshalb habe die CDU ein Problem mit ihm. Er könne in seiner Partei nicht viel erreichen.

### Die AfD-Wähler

Just in dem Moment, als sich Laschet, Patzelt und Rosentreter auf der Brücke für die Fotografen in Position bringen, fährt auf der Straße vor ihnen ein AfD-Jeep vorbei. Sie bemerken ihn nicht. Auf den Türen steht in Großbuchstaben „Hol dir dein Land zurück“, und am Steuer sitzt Wilko Möller, der Direktkandidat der AfD.

Einige Tage später sitzt Wilko Möller in seinem Frankfurter Wahlbüro am Schreibtisch. Hinter ihm hängt ein Foto von Alexander Gauland mit Originalunterschrift, von dem er sagt, so eines sollte eigentlich in jedem AfD-Büro hinter dem Schreibtisch hängen. Wilko Möller ist Polizist, er spricht mit brummiger Stimme.

Möller wird vom Verfassungsschutz beobachtet. 2017 teilte er auf Facebook ein Bild von sich selbst mit Maschinenpistole und Stahlhelm, das mit „Klagt nicht, kämpft“ überschrieben war – die Bundespolizei leitete deshalb ein Disziplinarverfahren gegen ihn ein. Sein AfD-Ortsverband feierte 2018 ein Weihnachtsfest mit Andreas Kalbitz, damals Brandenburger AfD-Chef, später wegen rechtsextramer Verbindungen aus der Partei geworfen.

Möller hat jeden Dienstag von 16 bis 18 Uhr eine Bürgersprechstunde. Er habe keine schlechten Chancen gehabt, das Direktmandat zu holen, heißt es in Frankfurt, wo mit rund 21 Prozent auch die letzten Europawahlen an die AfD gingen. Weil die Leute hier Angst haben, dass über die polnische Grenze noch mehr Probleme einwandern. Weil sie wollen, dass jemand ihre Stadt wiederaufbaut, in der seit 1990 zwei große Elektronikwerke schließen mussten.

Martin Patzelt hat sich lange gegen den Siegeszug der AfD in Frankfurt gestemmt. Als Alexander Gauland nach der Wahl 2017 ankündigt: „Wir werden sie jagen“, nimmt sich Patzelt vor, die AfD zu entzaubern.

2019, bei einem Neujahrsempfang der CDU, sagt er: „Wenn kein anderer Koalitionspartner zur Verfügung steht, dann muss ich selbstverständlich auch mit einer Partei wie der AfD reden.“ Patzelt bekommt wieder Hassbriefe. Jetzt von früheren Wählerinnen und Wählern.

„Ekelhaft! Hat nicht eine Stimme verdient.“

„Sie sollten ganz schnell zurücktreten.“

„Sind Sie so machtgeil?“

Er wiegelt ab und sagt, eine Koalition mit der AfD könne er sich dann doch nicht vorstellen. Aber der Schaden ist angerichtet, sein Ruf hat gelitten. Im Bundestag und im Wahlkreis gehen einige nun anders mit ihm um. Die Leute verstehen nicht, warum er so widersprüchlich handelt: Geflüchtete ins Haus aufnehmen, aber sich dann der AfD annähern.

### Was bleibt

In Berlin, Unter den Linden klebt Martin Patzelt Abdeckfolie an seinen Kleiderschrank. Er trägt Hausschuhe und steht auf einer Leiter. Neben ihm streckt sich Legese nach oben und hält die Folie fest. Auf dem Boden ein Eimer Polarweiß von Hornbach, Cutter, Malerroller und Kreppband. Legese und Patzelt streichen seine Berliner Wohnung besenrein. Hier hat er nach den Debatten im Bundestag so manche Nacht nicht schlafen können.

Wenn man Patzelt fragt, was von ihm bleibt, sagt er: „Dass ich manche zum Nachdenken gebracht hab.“ Er steigt von der Leiter, ein müder, 74-jähriger Mann, und setzt sich schnaufend auf den Eimer. Eines habe er als Sozialarbeiter schon früh gelernt: Sein politischer Erfolg, das sei nicht nur er. Da stehe ein ganzes Orchester dahinter, die Gesellschaft als Gemeinschaft. Eine Gemeinschaft, die er zusammenhalten wollte – und dabei doch nur zwischen den Stühlen stand.

Und Legese? Er hätte Martin Patzelt gewählt: „Aber ich kenne auch keine anderen Politiker. Also kann sein, dass sich das ändert.“ Er taucht den Malerroller in das Polarweiß und zieht lange Bahnen an Wänden und Decke.



#### Quo vadis, CDU?

Mit der Ära Merkel endet ein politischer Kurs, für den auch Martin Patzelt stand. Nun muss sich die Partei neu erfinden.

## Making of:

# XII



Die Autorin kannte den Politiker Martin Patzelt schon vom Hörensagen, denn sie hat in Frankfurt (Oder) studiert. Richtig kennengelernt hat sie ihn erst beim Sommerfest seiner Familie in Briesen. Da wurde damals noch ein weiteres Theaterstück aufgeführt. Patzelts Gartenscheune verwandelte sich dazu in den Hof von Preußen. Martin Patzelt saß auf einem Liegestuhl, im Nachthemd, mit dicken weißen Wollsocken, Zopf und Dreispitz auf dem Kopf. „Königin Elisabeth Christine, wir regieren heute vom Bett“, sagte er zu seinem Sohn, der sich eine blonde Perücke übergezogen hatte. „Wollen Sie meine Flötentöne hören?“ – „Nur noch faulige Zähne hat er im Mund!“, antwortete der Sohn. Dann griff Patzelt trotzdem zur imaginären Querflöte und stimmte die Brandenburg-Hymne an. Er dirigierte, die Familie sang lauthals mit. Die Autorin auch, denn sie singt einfach so unheimlich gern. Und war dann doch ganz froh, als die Hymne zu Ende war. Während der Recherche haben sie und der Fotograf gelernt, dass Abgeordnete auch nur Menschen sind. Nur eben mit ein bisschen mehr Macht.

## Was macht eigentlich ... Thomas Thieme?

# „Lokführer kann ich jedem empfehlen“

**GO: Thomas, nach deiner Ausbildung an der Reportageschule hast du mehrere Jahre für das Automagazin „ramp“ gearbeitet. Magst du Autos?**

Thieme: Nein, ich mag Autos nicht besonders. Ich habe kein Auto. Das war aber auch nicht schlimm, denn „ramp“ ist kein Technikmagazin. Man muss ein Lebensgefühl verkaufen, mit großen Augen durch die Autowelt laufen und dabei einen nonchalanten Ton draufhaben. Da ging es nicht darum, kritisch zu sein.

**GO: Den Journalismus hast du inzwischen an den Nagel gehängt. Du bist Lokführer geworden. Wie kam das?**

Thieme: Das war ein Kindheitstraum. Ich hatte früher eine Modelleisenbahn von Märklin, die muss mich stark geprägt haben. Dass die Bahn mich mit 46 Jahren noch genommen hat, hat mich wirklich überrascht. Die Ausbildung war sehr anspruchsvoll, innerhalb eines Jahres habe ich Unmengen von Regeln auswendig gelernt. Und dann bin ich Intercity gefahren, nach Nürnberg, München und Karlsruhe. Das ist wirklich ein Superjob, kann ich nur jedem empfehlen. Leider bin ich krank geworden und kann den Job nicht weitermachen.

**GO: Du bist in der DDR aufgewachsen. Kurz vor dem Fall der Mauer wolltest du flüchten.**

Thieme: Das war im Oktober 1988, ich war 21 Jahre alt und einfach neugierig auf den Westen. Mit einem Kumpel bin ich nach Berlin gefahren, ganz naiv. Wir hatten Schwimmflossen im Rucksack und sind zum Binnenhafen gegangen. Da konnte man in den Westen schauen. Ich war zögerlich, wie mein ganzes Leben schon, aber ich bin mitgegangen. Wir sind über einen Zaun geklettert, und dann kam schon die Polizei und hat uns eingesackt. Ich bin dann in den

Knast gesteckt worden, ins Jugendhaus Halle im Stadtteil „Frohe Zukunft“, ein Jahr und zwei Monate. Im Gefängnis mussten wir Mokassins zusammennähen, 15 Stück am Tag war Pflicht. Ich hab höchstens drei geschafft. Uns wurde gedroht, dass wir ins Stahlwerk kommen. Aber vorher wurde ich freigekauft.

**GO: Wie kamst du nach Reutlingen?**

Thieme: Wir wurden gefragt, ob wir Bekannte im Westen hätten. Wenn man sagte, man hatte keine, wäre man nach Bremen gekommen. Ich hatte keinen Bock auf Bremen und wollte in Tübingen studieren. Da habe ich das Telefonbuch von Tübingen aufgeschlagen, eine Adresse rausgeschrieben und gesagt: Das ist meine Bekannte. Ich bin

dann in die Reutlinger Gegend gekommen, ins Hotel Adler in Honau.

**GO: Und zurück in den Journalismus ist keine Option mehr?**

Thieme: Ich hab ein Problem damit: Die Gesamtheit der Journalisten ist heute sehr weit links ausgerichtet. Als ich an der Reportageschule gelernt habe, war ganz klar, dass man keinen Haltungsjournalismus betreiben darf. Das hat man in der DDR gemacht, aber doch nicht im Westen! Aber die Welt ist für mich nicht in links und rechts aufgeteilt, sondern in diejenigen, die mit dem Strom schwimmen, und diejenigen, die das nicht tun.



Thomas Thieme im  
Bahnhof von Karlsruhe

**Die Reportageschule** bildet seit 2005 jährlich 12 Reporter:innen aus. Viele von ihnen arbeiten heute in Magazin-Redaktionen, als freie Journalisten oder fest angestellt. Andere hat ihr Berufsweg auf ganz andere Felder verschlagen. Manche arbeiten als Pressesprecher in Unternehmen, einer soll Einsiedler in einer Höhle auf Sardinien geworden sein. Auf dieser Seite stellen wir in Zukunft immer einen Absolventen der Schule vor.

**Herausgeber:**

Dr. Ulrich Bausch

**Die Reportageschule:**

Ein Projekt der Volkshochschule  
Reutlingen  
Spendhausstraße 6  
D-72764 Reutlingen  
T 07121/336182  
info@reportageschule.de  
www.reportageschule.de

**Kuratorium:**

Prof. Dr. Hermann Bausinger  
Wolfgang Behnken  
Veronika Burger  
Uta-Micaela Dürig (Vorsitzende)  
Thomas Keck  
Ingrid Kolb  
Reinhard Meister  
Dr. Andreas Narr  
Edzard Reuter  
Eugen Schäufele  
Dr. Carl-Heiner Schmid  
Cordt Schnibben  
Alexander Smolczyk

**Chefredaktion:** Philipp

Maußhardt, Ariel Hauptmeier

**Art Direction:**

Alexandra von Béry

**Beratung:** Wolfgang Behnken

**Bildredaktion:** Prof. Michael  
Trippel

**Autor:innen:**

**Yves Bellinghausen**  
yves.bellinghausen@gmail.com

**Paul Gäbler**  
paul.gaebler@gmail.com

**Anne-Kathrin Jeschke**  
Anne.Jeschke@t-online.de

**Jannik Jürgens**  
post@jannik-juergens.de

**Joshua Kocher**  
joshuakocher@icloud.com

**Charlotte Köhler**  
charlotte.koehler.rs@gmail.com

**Sophie Laaß**  
sophielaass@mail.de

**Astrid Probst**  
astrid-probst@gmx.de

**Franziska Pröll**  
franziska.proell@web.de

**Pia Stendera**  
pia.stendera@posteo.de

**Helena Weise**  
weisehelena@posteo.de

**Brigitte Wenger**  
brigitte Wenger@hotmail.com

**Fotograf:innen:**

**Shirin Abedi**  
**Amelie Sachs**  
amelie.larissa.sachs@gmail.com

**Anastasia Shvachko**  
shvachko.anastasia@gmail.com

**Anne Speltz**  
anne.speltz@hotmail.fr

**Jan Kräutle**  
jan.kraeutle@web.de

**Jan A. Staiger**  
mail@janstaiger.de

**Lasse Branding**  
lasse.branding@online.de

**Magdalena Vidovic**  
vidovic.magdalena@gmail.com

**Marie Luise Kolb**  
mail@marieluisekolb.de

**Michael Hinz**  
info.michaelhinz@gmail.com

**Michael Trammer**  
mail@michaeltrammer.de

**Paulina Metzscher**  
paulina-metzscher@gmx.de

**Sophia Aigner**  
welcome@sophography.at

**Bildnachweis:**

Titel: Lasse Branding  
S. 6: picture-alliance/dpa,  
Gero Breloer

**Illustrationen:**

Maren Amini  
S. 15, 27, 37, 51, 61, 73, 85, 97,  
107, 121, 135, 145

**Lektorat:**

Andreas Feßer

**Dokumentation:**

Günther Garde

**Organisation:**

Stefan Junger

**Druck:**

**Gutenberg Beuys**  
Feindruckerei GmbH  
Hans-Böckler-Straße 52  
30851 Langenhagen

**Papier: Sappi Raw –  
ein Produkt von Sappi, exklusiv  
bei der Igepa erhältlich**

Alle Rechte vorbehalten.  
Nachdruck, Aufnahme in  
Online-Dienste und Internet sowie  
Vervielfältigung auf elektro-  
nischen Datenträgern bedürfen  
der vorherigen schriftlichen  
Zustimmung des Herausgebers.

**Wir danken:**

**Wolfgang Behnken**  
Behnken, Becker + Partner,  
Hamburg  
**Prof. Michael Trippel**  
Hochschule Hannover,  
Studiengang Fotojournalismus

# IMPRESSUM

**REPORTER GESUCHT** (M/W/D)  
Storys schreiben, die nachhallen. Etwas bewegen. Von den Besten der Branche lernen. Sich ein Jahr ohne Kompromisse dem Schreiben widmen. Idealismus und Abenteuer. Du hast erste Erfahrungen im Journalismus gesammelt, jetzt willst du vorankommen, als Mensch, als Autor:in.

Bist du bereit für die Reportageschule in Reutlingen? Dann bewirb dich:  
[www.reportageschule.de](http://www.reportageschule.de)